



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Deutsche Kulturaufgaben in China**

**Rohrbach, Paul**

**Berlin-Schöneberg, 1910**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-8396**



Deutsche Kulturaufgaben  
in China Beiträge zur Erkenntnis  
nationaler Verantwortlichkeit

Herausgegeben von  
Paul Rohrbach



IX.c.3712

Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg 1910

Wirtschafts  
Kulturwiss.  
Jahrbuch  
in China  
Jahrb. von  
Rohrbach

IX  
c  
3712



IX. c. 3712.



# Deutsche Kulturaufgaben in China

Beiträge zur Erkenntnis  
nationaler Verantwortlichkeit

Herausgegeben von  
Lic.-Dr. Paul Rohrbach



Berlin-Schöneberg.  
Buchverlag der Hilfe-GmbH.







Deutsche Kulturaufgaben  
in China Beiträge zur Erkenntnis  
nationaler Verantwortlichkeit

Herausgegeben von  
Paul Rohrbach



IX.c.3712

---

Buchverlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg 1910

Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Faint, illegible text in the middle of the page, possibly bleed-through from the reverse side.



Faint, illegible text below the circular stamp, possibly bleed-through from the reverse side.

Faint, illegible text at the bottom of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Ihrer Excellenz der Frau Staatssekretär von Tirpitz  
gewidmet

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

## Vorwort

Die nachstehenden Beiträge verdanken ihre Entstehung Einladungen Ihrer Exzellenz der Frau Staatssekretär v. Tirpitz, des Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsvereins in Berlin und Hamburg, sowie des Herausgebers, an die Autoren. Der erste wurde von Herrn Professor Franke als Vortrag an einem Abend des genannten Missionsvereins in Hamburg gehalten. Der zweite und dritte sind gleichfalls Vorträge, die im Saal des Reichsmarineamts in Berlin zu Gehör gelangten. Den vierten hat der Verfasser auf Grund eines während längerer chinesischer Studienreisen von ihm gesammelten Materials ausgearbeitet und dem Herausgeber zur Abrundung des Gesamteindrucks, den diese Veröffentlichung im nationalen Sinne bezweckt, zur Verfügung gestellt. Das Hauptziel, das mit dieser verfolgt wird, ist die Weckung des Interesses für das, was in China gegenwärtig vor sich geht, und für die entscheidende Bedeutung dieser Dinge vom deutschen Standpunkt aus. Darüber hinaus handelt es sich aber noch um eine besondere Einzelsache. Ich habe während meines Aufenthalts in China im Frühjahr und Sommer 1908, der ursprünglich anderen Studien galt, ganz unvermutet einen so starken Eindruck von den Prinzipien und von der praktischen Arbeitsmethode des deutschen in Tsingtau ansässigen Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsvereins bekommen, daß ich mir schon in China vornahm, alles zu tun, um die wahrhaft aufgeklärte und verständnisvolle, im eigentlichen Sinne des Wortes liberale und nationale Arbeit dieses Vereins für die Verbreitung christlich deutschen Kultur= einflusses im chinesischen Volk nach meinen Kräften zu unterstützen. Der Verein möchte sein deutsch=chinesisches

Mädchenschulwesen sowie das von ihm gegründete und unterhaltene Faber-Hospital erweitern. Er sieht in den chinesischen Mädchen, die er nicht „belehren“, sondern erziehen, und die er nicht einer beliebigen Masse, sondern nach Möglichkeit denjenigen Schichten entnehmen will, die Einfluß auf die Masse haben, die zukünftigen Frauen und Mütter des chinesischen Volkes. Er will an sein Hospital ein Netz von Nebenstationen, Posten für Volksgesundheitspflege, im chinesischen Hinterlande von Tsingtau angliedern und für diesen Zweck chinesische Arztgehilfen im Stammhause des Hospitals selbst ausbilden. Diese beiden Ideen sind so einfach, so klar und so gut, tragen so sehr die Bürgerschaft für den erstrebten Erfolg in sich, sobald es gelingt, die nötigen Mittel für sie flüssig zu machen, daß ich diese Beiträge mit der ausdrücklichen Bitte ihren Lesern unterbreiten möchte, sich durch sie zu einer direkten Unterstützung des Vereins für jene beiden Pläne bewegen zu lassen. Ich glaube dafür bürgen zu können, daß dies zugleich eine gute, eine praktische, eine nationale und eine in religiösem Sinne ideale Sache ist.

Zum Schluß darf ich noch sowohl im Namen der Autoren, die in diesem kleinen Sammelbände vertreten sind, als auch für mich selbst als Herausgeber den Kaiserlichen Gesandten z. D. Herrn Raschdau in Berlin um die Erlaubnis bitten, ihm unsern aufrichtigen Dank für die Munifizenz abzustatten, mit der er im Interesse unseres nationalen Fortschritts im fernen Osten den Druck und die Verbreitung der „Deutschen Kulturaufgaben in China“ unterstützt hat.

Friedenau, den 25. März 1910.

Paul Rohrbach

## Inhalt

	Seite
1. Wandlungen im chinesischen Geistesleben. Von Dr. D. Franke, Professor am Hamburgischen Kolonialinstitut . . . . .	11
2. Was steht für Deutschland in China auf dem Spiel. Von Lic. Dr. P. Rohrbach, Dozent an der Handelshochschule Berlin . . . . .	32
3. Gesundheitliche Volkshilfe als Mittel deutscher Kulturarbeit in China. Von Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. A. Bier und Marinestabsarzt Dr. zur Berth . .	67
4. Berg- und Hüttenwesen in China. Von Dr. D. Jungmann . . . . .	98



# Wandlungen im chinesischen Geistesleben

Dr. D. Franke, Professor am Hamburgischen  
Kolonialinstitut:

Meine Damen und Herren!

Auf dem internationalen Orientalisten-Kongresse zu Hamburg im Jahre 1902 konnte ich einige Mitteilungen machen über die wichtigsten chinesischen Reformschriften des 19. Jahrhunderts. Bei Besprechung dieser Literatur äußerte ich die Auffassung, daß man in der chinesischen Reformbewegung, die am Ausgang des vorigen Jahrhunderts ihren Anfang nahm, wohl etwas mehr sehen müsse als eine bloße kurze politische Welle; daß diese Bewegung vielmehr nur einen Teil bilde von einem weit größeren weltgeschichtlichen Vorgange, eine Äußerung nämlich der geistigen Strömung, die jetzt fast durch alle alten asiatischen Kultur- und Staatengebilde gehe, und deren Bestreben im instinktiven Selbsterhaltungstrieb dahin ziele, einen Ausgleich mit der andrängenden westlichen Kultur zu schaffen, soweit ein solcher notwendig und möglich sei. Heute sind solche Äußerungen Binsenwahrheiten, aber damals waren sie es nicht. In den verflossenen acht Jahren ist die Entwicklung um ein gewaltiges Stück vorwärtsgeschritten; die Ereignisse in der Türkei, in Persien, in Indien, in China, in Japan sind beredte Zeugnisse dafür. Auf die Ursachen dieses Werdeganges näher einzugehen, ist hier nicht die Zeit. Das Emporkommen der japanischen Macht, insbesondere der Krieg von 1904/05 waren sicherlich wichtige bestimmende Momente hierbei, aber keineswegs die einzigen. Was China anbetrifft, so hat die Entwicklung Japans hier schon wegen der räumlichen Nähe naturgemäß besonders stark gewirkt, aber der alleinige Faktor war sie auch nicht. Sie ist eigentlich nur eine Art

Illustration gewesen zu den Erkenntnis-Tatsachen, die in China bei einer gewissen Oberschicht durch die Berührung mit der abendländischen Kultur heranzureifen begannen.

Um diesen Vorgang in dem chinesischen Geistesleben richtig zu würdigen, ist es notwendig, einmal kurz den Blick über die geschichtlichen Entwicklungsphasen des Chinesentums hingeleiten zu lassen. Man liest und hört heute bis zum Überdruß von dem tausendjährigen Schlummer des chinesischen Geistes, von der Abgeschlossenheit, in der sich China stets von der übrigen Welt gehalten habe, von dem hohen Verdienst der abendländischen Mächte, die zum ersten Male den Schlummer gestört, das Land geöffnet hätten und ihm nun „die Segnungen der Kultur“ zuteil werden ließen. Nichts kann verkehrter sein als eine solche Auffassung. Der chinesische Geist hat allerdings geschlummert, aber nur während der letzten sechs Jahrhunderte, in der langen chinesischen Geschichte kein übermäßig großer Zeitraum, vordem war er rege und aufnahmefähig, und der Verkehr des Landes mit der Außenwelt, besonders mit dem Westen, in Anbetracht der natürlichen Hindernisse sogar ein äußerst lebhafter. Dieser Zustand war der normale, in der Abgeschlossenheit aber haben wir nur eine Episode zu sehen, die jetzt durch die Berührung mit dem Abendlande zu Ende gekommen ist.

Als im dritten Jahrhundert v. Chr. der große Reichsgründer Schi Huangti von der Tsin-Dynastie die verschiedenen Staaten und Stämme im heutigen China zu einem einheitlichen Staatsgebilde zusammenzwang, da war das Volk in seinen breiten Massen durch die endlosen voraufgegangenen Kriege verängstigt, unfähig zu allem positiven Schaffen, politisch stumpf und rechtlos, geistig und wirtschaftlich verkommen. Die glorreiche Han-Dynastie, die vom 3. vorchristlichen bis in das 3. nachchristliche

Jahrhundert regierte, verstand es, den öden Trümmern neues Leben zu geben. Ihre großen Kaiser schufen ein machtvolles Reich auf demokratischer Grundlage. Durch das literarische Prüfungssystem, dessen Beseitigung wir vor wenigen Jahren erlebt haben, stellten sie die Fähigkeiten der Gesamtheit des Volkes in den Dienst des Staates, an die Stelle des Geburtsadels trat die Geistesaristokratie, aus dem Feudalstaate wurde der Beamtenstaat. Die Verbindung mit der indisch-griechisch-persischen Kulturwelt Mittelasiens aber, die eine Folge der großartigen Entdeckungen Tschang Kien's im 2. Jahrhundert v. Chr. war, übte einen tiefgehenden und dauernden Einfluß auf das ganze chinesische Geistesleben aus. Der politische Glanz des Han-Reiches verblich zwar zeitweilig wieder, aber die Beziehungen zum Westen blieben und wirkten weiter auf die chinesische Kulturentwicklung. Auch unter den folgenden Dynastien verlor der chinesische Geist seine Aufnahmefähigkeit nicht, und namentlich unter dem Herrscherhause der Tang im 7.—9. Jahrhundert blühten Künste und Wissenschaften unter den befruchtenden Anregungen indischer Weisheit. Erst vom 13. Jahrhundert ab, unter dem Einflusse der Werke des großen Philosophen Tschu Hi, begann die Erstarrung des chinesischen Geisteslebens. Mit der Dogmatisierung des konfuzianischen Systems, das für den Chinesen nicht bloß eine Religion, sondern die Lehre vom Staat oder von der Staatskirche und ihrer Verfassung ist, die gesamten sozialen und sittlichen Pflichten enthält, ja den Ausdruck der gesamten göttlichen Weltordnung bildet, setzte die Fesselung des individuellen Denkens ein. Nur die Gesamtheit, das ethisch-politische Universum, der Weltkirchenstaat mit dem „Sohn des Himmels“ in der Mitte galt noch, jede Individualität mit ihrer Eigenart hatte darin aufzugehen. Zugleich aber entwickelte sich der Kultus

der Form, die schon Konfuzius mit Recht als einen wichtigen erzieherischen Faktor angesehen wissen wollte, weit über das berechtigte Maß hinaus. Die Form beherrschte das Staatswesen, die Gesellschaft, ja sogar das ganze geistige Schaffen, und schließlich das Denken überhaupt: die Form wurde Selbstzweck. Im öffentlichen und privaten Leben stand hinter einem bombastischen Außern die innere Hohlheit; die Staatseinrichtungen zeigten großzügige Entwürfe, aber eine kümmerliche Ausführung; kindische Vornehmerei verdeckte oft klägliche Armut; die Sprache paßte sich durch alberne Übertreibungen und schnörkelhafte Überkünstelung diesen Verhältnissen an; die literarischen Erzeugnisse der orthodoxen Schule bestanden vielfach in unerträglicher Salbaderei. In der älteren konfuzianischen, auch in der vorkonfuzianischen Philosophie spielte das Begriffspaar ming und schi, d. h. „Name“ und „Wirklichkeit“, eine wichtige Rolle. Name und Sache, d. h. Form und Inhalt mußten einander genau entsprechen; die Form mußte den Inhalt wirklich haben, den sie zu haben angab, und der Inhalt mußte die Form erhalten, die ihm zukam. Jetzt redete man wohl auch noch mit Pathos über ming und schi, aber ein populäres Wort sagte von vielen Dingen spöttisch: you ming, wu schi, d. h. der Name ist da, aber das Wirkliche fehlt. So war der Schein alles geworden, das Wesen nichts. Die Kenntnis der Form aber, und zwar der bestimmten dogmatischen Form, wurde für die Chinesen zum Wertmesser aller Kultur und allen Menschentums, und da sie allein diese Kenntnis besaßen, so gewöhnten sie sich an die Vorstellung, daß sie allein der göttlichen Weltordnung nach die Träger aller Kultur und aller Weisheit seien; in den Völkern außerhalb ihrer Grenzen aber sahen sie lediglich kulturlose Barbaren. Daher die dünnelhafte Selbstüberschätzung und der an-

maßende Hochmut allem Fremden gegenüber, die in den abendländisch-chinesischen Beziehungen eine so unheilvolle Rolle gespielt haben, zumal diese beiden Eigenschaften auch den abendländischen Völkern keineswegs immer fremd gewesen sind. Das war — in wenigen Worten — die Entwicklung des chinesischen Geistes unter der Ming-Dynastie im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Die mandschurische Eroberung im 17. Jahrhundert führte noch einmal zeitweilig und teilweise eine Unterbrechung herbei, indem ein frisches, naturkräftiges Volk dem verdorrten Riesenkörper neue Säfte brachte. Noch heute muten uns die Edikte der ersten großen Mandschu-Kaiser in ihrer einfachen und derben, aber gedankenreichen Sprache an wie Klänge aus einer anderen, gesunderen Welt; aber auch die neue Dynastie erliegt bald dem Einflusse des Dogmas von Tschu Hi und seinen Nachfolgern, die Mandschus wurden völlig zu Chinesen. Also Einschläferung der Individualität, dogmatisch geregelter Universalismus in Weltanschauung, Ethik, Politik und sozialem Gemeinschaftsleben; sklavische Verehrung der Form unter gänzlicher Verachtung der Wirklichkeit, verbunden mit Selbsttäuschung und innerer Unwahrhaftigkeit als den natürlichen Folgen; verblendeter Hochmut und Eigendünkel dem Auslande gegenüber — das war der Zustand des chinesischen Geisteslebens nach der sechshundertjährigen Abschließungsperiode, als um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Zusammenstoß mit dem Abendlande und seinen Ausdehnungsbestrebungen erfolgte.

Der Gang der Ereignisse seitdem ist bekannt. Es bedurfte einer Reihe bitterer Erfahrungen und schwerer Demütigungen, ehe die dogmatische Erstarrung zu weichen und das Chinesentum sich wieder selbst zu erkennen begann. Die Anfänge dieses lösenden Vorganges reichen zurück bis

an das Ende der achtziger Jahre, wo in einigen begabten Köpfen bei den Beobachtungen der politischen Ereignisse Zweifel aufstiegen an der Richtigkeit dessen, was man bisher ohne Prüfung als absolute Wahrheit verehrt und von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt hatte. Die Gedankengänge, die in den Schriften dieser ersten sogenannten Reformatoren — ich habe vor allem den vielgenannten Kang You Wei und seine Schule im Auge — zutage treten, sind ungemein interessant und lehrreich. Diese jungen Stürmer, ursprünglich orthodoxe Literaten, kamen bei ihren suchenden Zweifeln zu dem Ergebnis, daß das gegenwärtige Regierungssystem Chinas innerlich schlecht und haltlos sein müsse, und zwar nicht etwa, weil es veraltet sei, sondern weil es den konfuzianischen Grundsätzen des Altertums nicht entspreche. Die ganze konfuzianische Lehre sei das Opfer einer unerhörten Fälschung geworden, einer Fälschung, die bereits nach der Han-Dynastie (im 3. Jahrhundert n. Chr.) eingesetzt habe und durch eine endlose Reihe dogmatischer Spitzfindigkeiten immer weiter entwickelt sei. Man müsse also zurück zu dem reinen Staatsgedanken des alten Konfuzianismus. Man brauche aus diesem nur die praktischen Folgen zu ziehen, und man würde eine Verfassung erhalten, die der der westlichen Staaten sehr ähnlich sei, und Staatseinrichtungen, die man in europäischen Ländern jetzt vielfach verkörpert sehe. Um aber die im Nichtstun verträumten Jahrhunderte wieder einzubringen, müsse China unter Aufgeben seines Stolzes das in weitem Umfange sich zunutze machen, was andere in der Zeit gearbeitet, und sich alle die fremden technischen Hilfsmittel und Einrichtungen aneignen, die für seine Bedürfnisse zweckmäßig seien. Etwas anderes aber als diesen technischen Apparat — so versicherte man wohlweislich — brauche man nicht

von dem Abendlande, denn an Sittlichkeit, an Lebensweisheit könne der Westen nichts geben, was man im Konfuzianismus nicht besser hätte. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit dieser Gedankengang der wirklichen Überzeugung der jungen Reformatoren entsprach, und wie weit er etwa den herrschenden Anschauungen des Landes in kluger Weise Rechnung trug, nur um sich zunächst überhaupt Gehör verschaffen und zur Geltung bringen zu können. Sicher ist jedenfalls, daß die chinesische Fiktion — oder vielleicht ist es ehrliche Überzeugung — bis heute hieran festgehalten hat: auch heute will man in China nicht ein Teilchen des konfuzianischen Geistes opfern, sondern nur die Technik — im weitesten Sinne des Wortes — vom Abendlande erwerben. Die wenigen, die in tieferer Erkenntnis der wirkenden Kräfte in der abendländischen Kultur sich einer anderen Auffassung zuneigen, kommen gegen die Allgemeinheit nicht auf. Die Schlüsse der Reformatoren aus dem Wesen des alten Konfuzianismus halten einer wirklich wissenschaftlichen Kritik natürlich nicht stand. Gefälcht im einzelnen mag man die konfuzianische Lehre durch die Scholastik der Tang- und Sung-Zeit nennen — obwohl der Ausdruck fast zu hart erscheint —, aber niemals kann der alte konfuzianische Staatsgedanke den modernen Rechts- und Verfassungsstaat ergeben, wie die Reformatoren anderen und vielleicht sich selbst einreden wollen. Was er ergibt, kann immer nur der universale Weltkirchenstaat sein, der schon unter der Tschou-Dynastie (12.—3. Jahrhundert v. Chr.) sich zur Geltung zu bringen suchte, und dessen Unhaltbarkeit eben die Geschichte dargetan hat. Es ist aber ein ungemein wichtiges Charakteristikum der ganzen chinesischen Reformtätigkeit bis auf den heutigen Tag, namentlich der politischen, daß sie sich fortgesetzt bemüht, alle Neuerungen und

alle Umwandlungen vor dem Altertum und durch das Altertum zu rechtfertigen. Keine Denkschrift von Staatsmännern und Ministerien über Reformen wird vorgelegt, kein Edikt wird veröffentlicht, worin nicht auf entsprechende Einrichtungen oder Grundsätze des Altertums zurückverwiesen wird. Namentlich ist es der Staat der Han- und auch der Tschou-Dynastie, dessen Einrichtungen — angeblich! — wieder erneuert und den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßt werden sollen. Es ist bezeichnend, daß mehrere von den neuen Ministerien, die während der letzten Jahre geschaffen wurden — zum Teil handelt es sich nur um eine Umnennung älterer Behörden — wieder die alten Namen der Han-Dynastie erhalten haben.

Aber es erscheint doch sehr zweifelhaft, ob es den Chinesen dauernd gelingen wird, diese Fiktion, als nähmen sie heute tatsächlich nur den Faden des Altertums da wieder auf, wo er einstmals fallen gelassen sei, bei der Umformung ihres Staatswesens festzuhalten. Gewisse Anzeichen deuten bereits darauf hin, daß diese Fiktion eben als Selbsttäuschung erkannt wird. Psychologisch erklärlich ist sie durch die instinktive Besorgnis des Chinesentums, daß es bei dem Zusammentreffen und bei der stetig wachsenden Berührung mit dem Abendlande seine uralte kulturelle Unabhängigkeit verlieren könnte. Hierin liegt heute der Hauptgrund des chinesischen konservativen Widerstandes. Man fühlt den kommenden Wandel im Geistesleben selbst, und immer schwerer wird es, sich ihm zu entziehen, aber man ringt solange man kann, ihn fernzuhalten. Und hierbei kommt den Chinesen ein anderes Moment zu Hilfe, und zwar ein Moment, das bisher so viele ihrer Reformen in ihren Zwecken vereitelt hat: dieses Moment ist eben jener Kultus der Form, von dem vorhin die Rede war, und der durch seine jahrhundertelange Herr-

schaft die Chinesen blind gemacht hat für die Unterscheidung zwischen Mittel und Zweck. Da man durch das Zusammentreffen mit dem Abendlande zunächst zu der Überzeugung gelangt war, daß man vom richtigen Wege abgekommen sein müsse, so suchte man instinktiv im Altertum, diesem vermeintlichen höchsten Niveau der möglichen Entwicklung, nach der verlorenen Norm, und gleichzeitig suchte man in den abendländischen Einrichtungen nach Verkörperungen dieser Norm. Und zwar kümmerte man sich dabei wenig um die leitenden Gedanken, die den Einrichtungen des Abendlandes zugrunde lagen, sondern man nahm diese Einrichtungen einfach in das Reformwerk auf und verlieh ihnen Namen, die in der chinesischen Geschichte zu belegen waren, ja man borgte sogar mehrfach lediglich die Namen vom Altertum und legte sie bestehenden Einrichtungen bei. Nur wo es durchaus nicht zu vermeiden war, gab man neuen Einrichtungen wirklich neue Bezeichnungen, meist Übersetzungen der fremden Namen. Vielfach bestanden die Neuerungen auch lediglich in theoretischen Entwürfen und Abhandlungen ohne ernstgemeinte wirkliche Ausführbarkeit. Also: Formen und immer nur Formen! Der Schein war vorhanden, für das Wesen schien tatsächlich das Verständnis verloren zu sein. So charakterisiert sich in der That der größte Teil der nach außen in die Erscheinung getretenen amtlichen Reformtätigkeit als eine Umbildung der Formen. Selbst die geplante Staatsverfassung und das zu bildende Parlament machen hiervon keine Ausnahme. Auch den Gedanken eines Parlaments hat man durch das Altertum legitimieren zu sollen geglaubt, indem man die Keime dazu in einer Einrichtung der Han-Dynastie sehen wollte — es handelt sich um gewisse nichtbeamtete Regierungsberater jener frühen Zeit. Selbstverständlich kann auch

diese Auffassung vor dem Richterstuhl wissenschaftlicher historischer Kritik nicht bestehen. Im übrigen sieht man eben auch in dem Parlament nur wieder eine gewisse Form, die in einem großen modernen Staatswesen vorhanden sein muß. Hätte man ein wirkliches Verständnis für das Wesen und die Tragweite einer solchen Einrichtung, so würde man ihre Einführbarkeit in China für absehbare Zeit für ausgeschlossen halten. —

Es scheint somit kein freundliches Bild zu sein, das die bisherige Reformtätigkeit in China darbietet. Und in der Tat muß man zugeben, daß der Einfluß der abendländischen Kultur im wesentlichen bis jetzt zerlegend, auflösend, zerstörend gewirkt hat. Die Schuld daran trägt in erster Linie jene unheilvolle Fesselung des chinesischen Geistes, von der vorhin ausführlicher gesprochen wurde, und seine gewaltsame Beugung unter die alles beherrschende Form: man hat das bisherige Kultursystem als fehlerhaft erkannt, man hat deswegen große und wichtige Teile davon fallen lassen, aber man hat noch nichts Neues, Passendes dafür einfügen können, eben weil man sich durch Außerlichkeiten bestimmen läßt. Die Zerstörung des Alten schreitet mit wachsender Schnelligkeit weiter, aber noch fehlt die bauende Kraft für das Neue.

Ernst und bedrohlich wie die Lage in China hiernach erscheint, ist sie nicht hoffnungslos. Wie bereits angedeutet, fehlt es nicht an Anzeichen aufdämmernder Erkenntnis: der Wandel im Geistesleben hat tatsächlich begonnen, und man wird ihn nicht dauernd mehr bekämpfen. Man mag die Ewigkeitswerte des Altertums — deren nicht wenige es sind — hinübernehmen in die neue Zeit, aber man wird sich trennen von seinen abgestorbenen Formen und man wird sich an den Gedanken gewöhnen, daß man sie nicht wieder zum Leben erwecken kann. Viel-

leicht wird sogar die Gefahr zu bedenken sein, daß im Übereifer — die Geschichte hat Beispiele hierfür — mit jenen abgestorbenen Formen auch die höheren Werte abgestoßen werden, und dann ein kritisches Vakuum eintritt. Das deutlichste unter allen Anzeichen einer inneren Wandlung im Chinesentum ist das berühmte Edikt vom 2. September 1905, das den bei weitem wichtigsten Akt in der gesamten chinesischen Reformtätigkeit darstellt, wichtiger als alle Neubildungen von Ministerien, ja wichtiger als die geplanten und versuchten Verfassungsänderungen. Es ist das Edikt, das die Beseitigung des seit der Han-Zeit bestehenden staatlichen literarischen Prüfungssystems anordnete. Diese Maßregel ist nicht etwa eine bloße Umformung des Unterrichtswesens, sondern ihre Bedeutung reicht viel weiter. Bisher war die orthodox-konfuzianische Bildung der alleinige Maßstab gewesen, mit dem der Staat die geistigen Fähigkeiten, ja den ganzen intellektuellen und sittlichen Wert seiner Bürger maß. Gerade diese Bildung und ihre Organisation in dem Prüfungssystem waren, gegen die Absichten ihrer Begründer, das Mittel geworden, wodurch das chinesische Geistesleben seine starre Schablone erhielt. Diesen Maßstab zerbrach man jetzt, und indem die modernen Wissenschaften nicht bloß der alten Bildung als gleichwertig zur Seite gestellt wurden, sondern sogar tatsächlich den Vorrang vor ihr erhielten, wurde die Intelligenz der Gesamtheit in die unbegrenzten Weiten einer freieren Betätigung entlassen. „Das Prüfungssystem steht den neuen Schulen im Wege,“ heißt es einerseits in dem Edikt, „und verhindert die Entwicklung der allgemeinen Fähigkeiten.“ Auf der anderen Seite aber wird in einer Denkschrift bestimmt, daß „in den Schulen aller Grade, und in den Hochschulen ganz besonders, sämtliche Fächer der alten einheimischen Wissen-

schaft wie Geschichte, Literatur und Philosophie unverkürzt erhalten und auf das eingehendste gepflegt werden sollen, damit die Eigenart des Staatslebens gewahrt bleibt.“ Daß die Beseitigung des Prüfungssystems für die weitere Entwicklung des Chinesentums von unabsehbaren Folgen sein mußte, war von vornherein klar, ob diese Folgen aber ein ungemischter Segen sein würden, mußte zweifelhaft bleiben. Die seitdem vergangenen Jahre haben die Befürchtungen nur zu sehr gerechtfertigt. Von einer unverkürzten Erhaltung der einheimischen Wissenschaft kann keine Rede mehr sein, die Kenntnis der einheimischen Geschichte, Literatur und Philosophie geht vielmehr mit fast beängstigender Eile zurück, chinesische Staatsmänner sehen mit Sorgen in die Zukunft und fragen sich bereits, ob dieser Rückgang beizeiten Halt machen wird, ehe das geschichtlich erwachsene Volkstum in ernste Gefahr gerät. Und auch hier ist an die Stelle des schwindenden alten Besitztums noch kaum etwas wirklich innerlich verarbeitetes Neues getreten. Das jüngere Geschlecht hat sich modernen Wissensstoff in Fülle anzueignen versucht, aber auch hier ist man nach alter leidiger Gewohnheit meist in den Formen stecken geblieben: meistens erblickt man oberflächliches Halbwissen von Tatsachen ohne inneren Zusammenhang und dabei die Sucht, etwas zu scheinen, was man nicht ist. So hat sich in den Schulen des Auslandes, namentlich Japans und Amerikas, sowie in den neuen Anstalten Chinas jenes lärmende, in Phrasen schwelgende, aber zu ernster Arbeit unfähige „Studententum“ entwickelt, von dem man so oft, aber selten Gutes in den Zeitungen liest, und das der Regierung durch sein zügelloses, aufdringliches Wesen häufig sehr unbequem geworden ist. So sehen wir also auch hier, auf dem Gebiete des eigentlichen geistigen Lebens, soweit neue Einflüsse

eingedrungen sind, zunächst nur Auflösung, und nur spärliche Ansätze neuer Denkmethoden. Indessen läßt sich der Vorgang auf natürliche Weise erklären und entschuldigen. Einmal ist die Zeit des Überganges bis jetzt noch kurz gewesen: die wenigen Jahre, selbst wenn man den Anfang vor die umwälzenden Ereignisse des 20. Jahrhunderts setzt, waren für wirkliche Neubildungen nicht genügend. Dann aber hat das Chinesentum, seitdem man ihm die geistigen Fesseln abzunehmen begonnen hat, bisher kaum die richtige Führung in der jungen Freiheit gehabt. Die eigene Regierung war selbst zu unsicher und zu wenig zielklar für diese Aufgabe, das Abendland aber, darüber hilft keine Beschönigung hinweg, hat seine Pflicht erst spät erkannt, zum Teil aus Gleichgültigkeit, zum Teil aus Unkenntnis und Verständnislosigkeit. Allzu lange ist China für das Abendland nichts anderes gewesen als ein aussichtsvolles Gebiet, in dem jede fremde Macht im Vertrauen auf ihre physische Überlegenheit ihre eigenen Bestrebungen verfolgte, ohne Rücksicht darauf, ob sie damit in die Lebensinteressen des einheimischen Volkes störend eingriff, oder dessen legitime Rechte mit Füßen trat. So waren auch die den Chinesen aufgezwungenen Handelsverträge ursprünglich im wesentlichen nichts anderes als, wie Sir R. Hart im Jahre 1901 schrieb, „eine Festsetzung dessen, was China anderen Völkern zu gewähren hatte, während sie die anderen Völker in keiner Weise verpflichteten, irgendetwas dem chinesischen Volke zu gewähren“. Und General Sharetts, der Regierungsvertreter der Vereinigten Staaten für die Handelsvertragsverhandlungen mit China, äußerte in einem Vortrage zu Schanghai im Jahre 1902: „Die Geschichte der fremden Beziehungen zu China vom Jahre 1861, bis der Krieg mit Japan die politische Atmosphäre klärte, läßt sich sehr kurz in fol-

gende Worte zusammenfassen: Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit auf der einen Seite, Verschleppung und Pflichtvergessenheit auf der andern. Der Same des Hasses, der während dieser Zeit ausgestreut wurde, hat seine erwartete Frucht getragen. Diese Frucht war reif für den Schnitter, als das 19. Jahrhundert zu Grabe getragen wurde: die Greuel der Boxer bildeten die natürliche Ernte." Unter solchen Umständen kann es schließlich nicht Wunder nehmen, wenn sich in der chinesischen Volksseele eine Summe von Mißtrauen und von Haß angesammelt hat, die der inneren Entwicklung in China ebenso wenig förderlich gewesen ist, wie den Beziehungen zum Abendlande. Diese Stimmungsmomente aber haben den Boden abgegeben, in dem der Same eines überspannten Nationalitätsgefühls Aufnahme finden konnte, das in China größtenteils erst von außen hineingetragen werden mußte. Dieses Nationalitätsgefühl, an sich etwas durchaus Berechtigtes, das jetzt mit dem Eindringen abendländischen Wesens in allen orientalischen Völkern erwacht ist, war den Chinesen ihrer ganzen Weltanschauung nach fremd, und auch jetzt ist es emporgewachsen mehr als eine Gegenwirkung gegen frühere Demütigungen, denn als eine wirkliche Liebe zum gemeinsamen Heimatlande und zum gemeinsamen Volkstum. Nicht ohne eine gewisse Pflege von außen her ist es üppig ins Kraut geschossen und trägt jetzt Blüten bedenklicher Art. Das, was Nietzsche einmal als den Nationalitätenwahnsinn bezeichnet hat, ist eins von den geistigen Gütern des Abendlandes, die am raschesten auch in Ostasien Eingang gefunden haben. Dadurch aber ist in die Lage in China ein Faktor gebracht worden, der sie sicher nicht erleichtert hat. Denn während einerseits, wie erwähnt, die eigene Regierung nicht imstande ist, die geistige Führung zu übernehmen, weist man die Hilfe des Abend-

landes zurück und ist doch im Innern überzeugt, daß man sie nicht entbehren kann. Chiemals verlangte man wohl in China nach dieser Hilfe, aber Europa war taub für solche Wünsche, und selbst die, die am ehesten dazu imstande gewesen wären, geistige Nahrung zu verteilen, die christlichen Missionare, auch sie verkannten die Lage. Statt Belehrung wollten sie nur Befehrung, und überdies kamen sie unter dem Schutze der erzwungenen Handelsverträge und wurden darum nicht als geistige Lehrer, sondern als politische Agenten und Kundschafter angesehen und behandelt. Heute liegen die Dinge anders. Das Abendland hat China Gerechtigkeit widerfahren lassen: was man heute in China erstrebt, sind legitime wirtschaftliche Ziele, und diesen Bestrebungen wird am besten gedient — das materialistische Amerika hat merkwürdigerweise diese Tatsache zuerst erkannt — durch Förderung einer gesunden, selbständigen Entwicklung und vor allem durch ein besseres Sichkennen- und Sichverstehenlernen. Die Chinesen aber sind durch die Erfahrungen der Vergangenheit in eine gewisse Verstocktheit getrieben: sie glauben nicht an den Wandel der Auffassungen in Europa und weisen die jetzt ohne Hintergedanken gebotene Hilfe zurück. Zudem hat jener nationale Unabhängigkeitsfanatismus, von dem eben die Rede war, namentlich bei dem jüngeren Geschlecht eine Selbstüberschätzung hervorgerufen, der jeder Maßstab für das eigene Können abhanden zu kommen scheint.

So bietet also auch das heutige Geistesleben in China ein Bild mit manchen unerfreulichen Zügen. Bei der Übernahme der neuen abendländischen Kulturwerke macht sich der durch Jahrhunderte anezogene Formendienst geltend: man begnügt sich mit der Form und unterscheidet nicht zwischen Wesen und Schein bei Neuerungen. Auf der anderen Seite ist durch die Aufhebung des Prüfungs-

systems die Intelligenz aus den altgewohnten Bahnen getrieben und schwankt nun führerlos den andrängenden neuen Einflüssen entgegen. Chauvinistische Starrköpfigkeit weist fremde Hilfe zurück, und doch tritt die Notwendigkeit davon auf jedem Gebiete stärker hervor. Das ist die Lage, die sich uns heute in China bietet. Wie soll sich das Abendland dieser Entwicklung gegenüber verhalten? Daß es ihr gleichgültig zusehen soll, wird heute niemand mehr behaupten wollen. Von den gewaltigen wirtschaftlichen Werten, die in China niedergelegt sind und deren Gedeihen oder Verfall mit jener Entwicklung eng verknüpft sind, soll an dieser Stelle nicht gesprochen werden. Es sind Gründe anderer, man darf wohl sagen höherer Art, die das Abendland zwingen, nicht untätig zu bleiben. Ein Volk, das das zahlreichste auf der Erde und eins von den begabtesten der Geschichte ist, ein Volk, das der Menschheit in seinem langen Leben viele und große Kulturwerte geschenkt hat, ringt mit den Erfordernissen einer neuen Zeit und müht sich, den Übergang zu finden aus seiner bisherigen Gedankenwelt in ein neues fremdes Kultursystem, sich diesem anzupassen, ohne doch den Halt in seiner eigenen geschichtlichen Entwicklung und den Zusammenhang mit seiner Vergangenheit zu verlieren. Ohne Hilfe diesen Übergang zu finden, wird ihm nicht gelingen, diese Hilfe aber kann ihm nur vom Abendlande werden, und da sollte dieses teilnahmslos die Hände zurückhalten? Es müßte übel bestellt sein um den christlichen Geist unserer Kultur, dessen wir uns gerade den asiatischen Völkern gegenüber so gern und mit so vielem Stolze rühmen. In der Tat ist es denn auch ein innerer sittlicher Zwang, der die abendländischen Völker treibt, dem Chinesentum bei seinem Umwandlungsprozesse mit Rat und Hilfe zur Hand zu gehen, selbst dann, wenn ihnen

nicht ein unmittelbarer oder mittelbarer Nutzen vor Augen stände. Der Rat und die Hilfe mögen manchmal mit Undank gelohnt sein, aber vergessen wir nicht, daß sie auch oft in wenig geschickter Weise angeboten worden sind. Der Standpunkt, daß man einem so lebens- und arbeitskräftigen Volke wie den Chinesen die Zugänge zur kulturellen und wirtschaftlichen Weiterentwicklung verschließen müsse, damit man sich nicht einen Rivalen im Weltverkehr großziehe, kann heute als aufgegeben gelten. Man hat eingesehen, daß das Emporkommen des einen Teiles der Menschheit nicht immer den Niedergang eines anderen zu bedeuten braucht. Die Weltwirtschaft gedeiht am besten, wenn alle Teile sich wohl befinden, andersgeartete Einzelercheinungen ändern nichts an dieser Wahrheit. Geistige Werte aber vermindern sich nicht, wenn sie anderen vermittelt werden.

So haben denn heute viel weitere Kreise für das große Kulturwerk im fernen Osten Interesse und Verständnis gewonnen als früher, und nicht zum wenigsten gerade die, die recht eigentlich die Träger von Verkehr und Handel sind — in Deutschland freilich später als anderswo. Mit vollem Recht aber ist man dabei zu der Überzeugung gelangt, daß die Arbeit da einsetzen muß, wo die Hoffnung alles Fortschrittes ruhte, nämlich bei der heranwachsenden Jugend; sie ist noch verhältnismäßig frei von den Fehlern eines Jahrhunderte alten verkehrten Bildungssystems und aufnahmefähig für neue Begriffe und für eine neue Bewertung der schaffenden Kräfte im Leben eines Volkes. Nähere Erörterungen dieser Frage, d. h. der Beeinflussung des chinesischen Unterrichtswesens und des damit zusammenhängenden nationalen Nutzens sind erst vor kurzer Zeit hier und anderen Orts angestellt worden, so daß wir jetzt nicht abermals darauf einzugehen brauchen. Vielleicht

ist es aber angebracht, gerade in diesem Kreise noch mit einigen Worten der Stellung der christlichen Mission zu gedenken, wie sie sich der neuen Lage in China gegenüber ergeben hat. Es war bereits angedeutet worden, daß das Missionswerk in China von vornherein in unrichtiger Weise eingesetzt hatte, indem es durch die sogenannten Toleranzbestimmungen in den Handelsverträgen mit der Politik der fremden Mächte verquickt wurde. Ähnliche Irrtümer — ich erinnere nur an die bedenkliche Art, wie die Bestimmung über den Landerwerb im Innern zustande kam, an die politischen Gegenleistungen, die man bei Ausschreitungen gegen Missionare verlangte u. a. — haben die Mission in der gleichen Richtung weiter gedrängt, und so sind die Missionare häufiger als Vorspann für politische Bestrebungen benutzt worden als sie selbst vielleicht wußten. Die Auswahl von Persönlichkeiten, die bei aller Reinheit des Willens für ihre schwierige Aufgabe gänzlich ungeeignet waren, die Ungeschicklichkeiten und Mißgriffe dieser Missionare kamen hinzu, und so ist das Christentum in China in einer Weise kompromittiert worden, daß es heute fast aussichtslos scheint, diesen Makel zu beseitigen. So sehen sich die Missionen der Tatsache gegenüber, daß die Abneigung gegen sie in den gebildeten Klassen und bei dem Beamtentum Chinas heute tiefer geht als je. Ihre wohlgemeinten, uneigennütigen Anerbietungen gerade im Erziehungswesen weist man zurück, nur weil sie von Missionaren kommen, und wenn wirklich hier und da das Beamtentum Lehrer aus den Kreisen der Missionare genommen hat, so beweist das nur die bittere Notlage, in der sich das chinesische Reformwerk befindet. Das neue China beginnt bereits die bloße Anwesenheit fremder Missionare ebenso wie Japan als eine nationale Demütigung zu empfinden, und das Wort eines japanischen

Christen, in Japan seien das größte Hindernis für die Ausbreitung des Christentums — die Missionare, ist in China nicht unbekannt geblieben. Wie in Japan, so macht sich auch in China bereits, wenn auch weit weniger kräftig und bestimmt, hie und da eine Bewegung bemerkbar, die die Christianisierung des Landes in eigenen Betrieb nehmen will; man spricht wohl von einer national-chinesischen christlichen Kirche mit einheimischen Priestern, eigener Verfassung und einem Dogma, das der berechtigten ethischen Eigenart der Chinesen mehr Rechnung trägt. Auf dem letzten großen evangelischen Missionar-Kongreß zu Schanghai im Jahre 1907 wurde diese Frage eingehend erörtert und führte zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen. Es ist anzunehmen, daß, je nationalistischer das Chinesentum wird, dieser Gedanke einer einheimischen Kirche um so häufiger und um so stärker sich wieder regen wird. Daß aber eine solche Organisation und vermutlich auch die Formulierung ihrer Lehre nicht unerheblich verschieden sein wird von ihren abendländischen Vorbildern, läßt sich nicht bezweifeln. Schon regt sich außerdem auch in China der neue Buddhismus, der, gerade unter dem anregenden Einflusse des Christentums, zunächst in Japan zu neuem Leben erweckt ist und dort jetzt seinen geistigen Mittelpunkt und seinen politischen Halt hat. Er treibt auch in China eine eifrige Propaganda und sucht dort unter Hinweis auf seine Eigenschaft als „eigene“ asiatische Religion festen Fuß zu fassen, natürlich auch um dem abendländischen Christentum den Boden abzugraben. (Wer sich näher für diese Frage interessieren sollte, darf ich auf meine vor kurzem erschienene Abhandlung über „Einen neuen buddhistischen Reformversuch“ verweisen.) Die chinesische Regierung steht diesem Unternehmen allerdings noch ebenso ablehnend gegenüber wie der christlichen Missionstätigkeit,

zumal auch Japan anfangs den schweren Fehler begangen hat, seine buddhistische Propaganda zum Gegenstande politischer Forderungen zu machen. Immerhin beweist die Geschichte des Buddhismus in China, wie es einer fremden Religion dort möglich ist, einen festen Halt im Volke zu gewinnen, das geistige Leben zu beeinflussen und sogar regierende Dynastien in ihren Bann zu ziehen, und zwar lediglich durch geschickte Anpassung an die vorhandenen Verhältnisse. Die christlichen Missionare aber, namentlich die unter dem Schutze ihrer Regierungen arbeitenden, haben vielleicht zu unbeugsam auf jedem Teile ihres unter ganz anderen Verhältnissen erwachsenen Dogmas bestanden und damit uralte chinesische Auffassungen mißachtet und tiefwurzelnde Empfindungen verletzt. Der Buddhismus hat sich nie ein tränkendes Wort über Konfuzius erlaubt, ältere christliche Missionare aber haben ihn als Höllenfürsten verflucht.

Man sieht, einer wie ungemein schwierigen Lage sich heute die christliche Mission in China gegenüber steht. Es wird langer Zeit und großer Klugheit bedürfen, um vergangene Fehler gutzumachen und aller Gegnerschaft Herr zu werden. Erkannt ist die Lage der Dinge jetzt wohl von allen Missionsgesellschaften, und alle haben sich in der Art ihrer Wirksamkeit soweit wie möglich danach eingerichtet. Keine aber unter ihnen, soweit mir bekannt, hat die neue Richtung so klar und so scharf erfaßt wie der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Sein Leiter, Herr Prediger Kind, spricht sich über seine Arbeitsmethode in China folgendermaßen aus: „Wir drängen das Evangelium niemandem auf, sondern bieten es nur dar, ohne daß wir eine Verpflichtung auferlegen, es anzunehmen und den Glauben der Väter zu verlassen. . . Wir führen unsere Schüler in chinesisches Wissen ein, damit

sie im Boden ihres Volkes wurzeln können, wir führen sie in westliches Wissen ein, damit ihr Gesichtskreis erweitert wird, und ihr Glied an den Fortschritten menschlicher Erkenntnis teilnimmt, und wir machen sie auch mit den christlichen Lehren bekannt, damit sie die höchste Wahrheit erfahren und dann selbst prüfen können. Wir vollziehen grundsätzlich bis auf weiteres in China keine Taufen. Wir suchen auch nicht die Form unseres heimischen Christentums nach China zu verpflanzen, sondern wollen nur das Evangelium wie einen Sauerteig in das chinesische Geistesleben bringen und überlassen es der Entwicklung, welche eigenartigen Formen christliches Wesen sich dort schaffen wird". Wenn es irgendeinen Weg gibt, der unter den heutigen Verhältnissen in China weiter führt, so ist es dieser, und dieser allein. Tatsächlich haben auch die meisten Missionsgesellschaften, vielleicht ungewollt, schon angefangen, die gleiche Bahn zu wandeln, indem sie ihre Haupttätigkeit auf die Belehrung und nicht die Bekehrung richten: sie arbeiten in den Schulen und, wo es sein muß, sogar unter Aufgabe der Propaganda. Mit Recht ist daher auch die neue deutsch-chinesische Hochschule in Tjingtau auf eine religionslose Basis gestellt worden, ohne das wäre sie nicht lebensfähig gewesen. Das beste, was heute den Missionaren in China bei ihrem Streben empfohlen werden kann, sind zwei Dinge, die am ehesten dazu beitragen können, günstigere Zeiten heraufzuführen, nämlich Vorsicht und Geduld. Welchen Gang aber auch immer die Entwicklung in China nehmen möge, ob einen friedlichen, langsamen, oder einen stürmischen, durch Katastrophen hindurch, der Wandel im chinesischen Geistesleben hat eingesetzt, ein Zurück gibt es nicht mehr, der Weg geht vorwärts, möchte er das große Volk zum Heile und zum Lichte führen!

# Was steht für Deutschland in China auf dem Spiel?

Lic. Dr. P. Rohrbach, Dozent an der Handels-  
hochschule Berlin:

Eure Excellenzen!

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Viel zu sehr hat man bei uns in Deutschland bei dem Gedanken an China noch das alte China, das China der chinesischen Mauer, der hochmütigen Ablehnung aller fremden Kultur, dasjenige China im Auge, dem der Westländer mit allem, was er brachte und besaß, nur der „rotborstige Barbar“, der „fremde Teufel“ war.

Als vor Jahrzehnten der erste Versuch unternommen wurde, das europäische Eisenbahnwesen in China populär zu machen, und eine englische Gesellschaft zu dem Zweck als Probe die kurze Linie zwischen Schanghai und Wusung erbaut hatte, da rottete sich das Volk, von den Beamten und Literaten aufgestachelt, zusammen, zerstörte die Bahn, lud Schienen und Schwellen, Lokomotiven und Waggons auf ein Schiff und schickte sie außer Landes nach der Insel Formosa; dort wurde das ganze Material ans Ufer geworfen und dort rostet und modert es zum Teil noch bis auf den heutigen Tag. Das Volk hatte nämlich gefürchtet, die Geister der Ahnen würden in ihren Gräbern durch das Dröhnen und Rasseln der Züge gestört werden und die Dämonen der Luft würden sich über die Telegraphendrähte ärgern. Heutigentags aber gibt es in China keine modernere Errungenschaft, die im Begriff wäre, bei hoch und niedrig populärer zu werden, als die Eisenbahn. Ich erinnere mich eines Erlebnisses auf der Reise durch das Innere der Provinz Schantung im Juni 1908, wo

ich mit meinem Freunde, Herrn Pfarrer Wilhelm, dem Leiter der Arbeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Tsingtau, in einem chinesischen Dorfwirtshaus einkehrte. Der Ort lag etwa halbwegs in der ca. dreihundert Kilometer breiten eisenbahnlosen Lücke zwischen der Hauptstadt von Schantung, Tsinansu, und der Station Schuntöfu an der großen Peking-Hankaubahn. Wir waren eben von der Maultierkarre geklettert und sahen uns in dem fahlen schmutzigen Raum um, als unsere Blicke auf eine Menge mit Kreide geschriebener chinesischer Schriftzeichen an der Wand fielen. Ich fragte meinen des Chinesischen in Wort und Schrift mächtigen Gefährten, was dort stände. Er las die Schrift und sagte dann: Das ist wieder ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie sehr der Geist Chinas sich gewandelt hat! Da singt ein reisender chinesischer Kaufmann, den sein Weg häufig zwischen Schantung und Tschili hin- und herführt, ein Loblied auf die Eisenbahn. Er beklagt die Torheit früherer Zeiten, in denen die Menschen einem so großen Kulturwerk mit Mißtrauen gegenüberstanden, und wünscht den Tag herbei, an dem er auch diesen Weg statt mühselig in sechs Tagen mit der Reiskarre in wenigen Stunden auf der Eisenbahn durchfliegen würde! In der Tat, es ist ein Wandel in der Volksstimmung, wie er schärfer nicht gedacht werden kann. Erst vor einem halben Jahre ist jener berühmte Eisenbahntunnel westlich von Peking unter dem Paß von Mankau und der großen Mauer hindurch vollendet worden, den chinesische Ingenieure mit chinesischen Arbeitern und chinesischem Gelde für die kaiserlich chinesische Staatsbahn erbaut haben, durch den ein Schienenstrang von der Reichshauptstadt nach der Mongolei hindurchgelegt wird. Rechner doch die Chinesen selbst schon mit der Zeit, da diese Mongolei-Bahn an die russisch-sibirische Linie Anschluß

finden und den Verkehr mit dem Westen auf dem direktesten Wege vermitteln werde: das erste Beispiel einer Bahn, die nicht auf Veranlassung, auf einen mehr oder minder starken Druck westlicher Interessen hin, nach China hinein, sondern auf chinesische Initiative als chinesische Staatsbahn aus China hinaus zum Anschluß an den Weltverkehr gebaut sein wird.

Solche Beispiele, die den Gegensatz zwischen einst und jetzt in China illustrieren, könnte man noch häufen. Am bezeichnendsten vielleicht ist hierfür das Schicksal des jetzigen Sekretärs der Staatskommission für die Einführung einer Verfassung in China: Yang-tu. Dieser Yang-tu hatte es im Jahre 1903 gewagt, in seiner Prüfungsdissertation im großen Bekinger Staatsexamen den Gedanken zu äußern, es sei für China an der Zeit, wenn es sich gegenüber den westlichen Völkern behaupten wolle, diesen auf dem Wege der Teilnahme des Volkes an der Regierung des Vaterlandes zu folgen. Dafür ließ ihn die alte Kaiserin-Regentin, der seine Arbeit vorgelegt wurde, aus der Examenshalle hinweg ins Gefängnis führen. Es gelang aber Yang-tu, nach Japan zu entkommen, das damals die Zuflucht noch anderer chinesischer Modernisten war. Fünf Jahre später, 1908, berief die Regentin selber Yang-tu zurück und gab ihm das Amt als Sekretär der Verfassungskommission!

Was liegt zwischen den Jahren 1903 und 1908, in denen sich dieser vollkommene Wechsel vollzogen hat? Zwischen diesen beiden Daten liegen Beginn und Ausgang des russisch-japanischen Krieges. Der Sieg Japans über Rußland hat die ganze geistige Verfassung nicht nur Chinas, nicht nur Ostasiens, sondern der asiatischen Völker überhaupt, in einer Weise erschüttert und bewegt, von der wir uns in Deutschland schwer eine hinreichend lebhafte

Vorstellung machen. Man würde irren, wenn man annehmen wollte, die äußere Machtverschiebung zwischen Rußland und Japan, oder das Hineinwachsen Japans in die Stellung einer ostasiatischen Großmacht, sei das letzte und wichtigste Ergebnis dieses Ringens. In Wirklichkeit sind diejenigen Einwirkungen, die von jenem Triumph der gelben Rasse auf das i n n e r e Leben, auf das Selbstbewußtsein der asiatischen Nationen weit über Japan und China hinaus, bis nach Tonkin und Siam, bis nach Persien und Turkestan, ausgegangen sind, das wichtigere Moment für die zukünftige Geschichte Asiens, und nicht nur Asiens, sondern der ganzen Welt. Mit einer Raschheit, die uns nach dem langen vorausgegangenen Zögern nur Erstaunen und Bewunderung abnötigen kann, hat China aus dem Siege der Japaner die Folgerung gezogen, daß es nunmehr auch die Bahn der Modernisierung im Sinne des Einflusses der westlichen Kultur beschleunigen müsse, um dem Andrang der Westvölker gewachsen zu sein. Mir liegt eine Zeichnung aus einem chinesischen politischen Tagesblatt vor, die in drastischer Weise veranschaulicht, was die Chinesen selbst bei ihrem Entschluß zur Reformation ihres Staatswesens und ihrer Kultur sich denken. Das Bild stellt den Erdball mit einer schematisch rohen Zeichnung des Gradnetzes und den Umrissen der Kontinente auf der östlichen Halbkugel dar. Um ihn schlingt sich dreimal ein riesiger chinesischer Zopf; darunter steht die Frage: Was ist das längste Ding der Welt? Antwort: Der chinesische Zopf; alle chinesischen Zöpfe zusammen genommen reichen dreimal um die Erdfugel. Der geheime Sinn dieser Zeichnung aber, die man zunächst für eine nicht besonders geistvolle Groteske halten könnte, ist folgender: Wenn wir Chinesen uns reformieren, bildlich gesprochen, wenn wir uns unseren Zopf abschneiden, so

werden wir bald der ganzen Welt mächtig sein! Man schätzt die Gesamtbevölkerung der Erde auf über 1500 Millionen Menschen, davon leben in China wahrscheinlich zwischen 400 und 500 Millionen. Jeder dritte oder vierte Mensch auf der Erde ist also ein Chinese. Europa hat es seit zweihundert Jahren erlebt, was der Eintritt Rußlands in den Kreis der abendländischen Kultur und der politischen Völker bedeutete. Seit fünfzig Jahren beobachten wir, bis zu welchem Maße sich die allgemeingeschäftlichen Folgen der Modernisierung Japans auswachsen. Rußland und Japan weisen aber China gegenüber die geringeren materiellen Grundlagen und Voraussetzungen zukünftiger Entfaltung auf. Japan ist ein kleines und armes Land. Mehr als die Hälfte des japanischen Bodens kommt für die Volkswirtschaft Japans als unproduktiv nicht in Betracht. Japan hat einige vierzig Millionen Einwohner, China das Zehnfache. Japan ist verhältnismäßig arm an Naturschätzen, welche die Basis einer kommenden großen ökonomischen Entfaltung aus eigener Kraft bilden könnten, China aber ist, um nur eins zu nennen, an Steinkohlen, dem wichtigsten Lebensbrot unserer modernen Industrie, das reichste Land der Welt. Es verfügt dazu über gewaltige Lager der verschiedensten Erze, es verfügt über unermessliche Flächen fruchtbareren Bodens und zu alledem über eine so ungeheuere Fülle menschlicher Arbeitskraft, wie kein zweites Land, kein zweites Volk der Welt. Man braucht noch lange nicht allen Befürchtungen über die sogenannte gelbe Gefahr auf weltwirtschaftlichem Gebiete beizustimmen, um das volle Gewicht der Tatsache auf sich wirken zu lassen, daß in China Hunderte von Millionen arbeitskräftiger und bis zum äußersten arbeitsgewöhnter Arme für einen Tagelohn zur Verfügung stehen, der im Durchschnitt nur einen kleinen

Bruchteil von dem des europäischen Arbeiters beträgt. Es ist demgegenüber darauf hingewiesen worden, daß der japanische Volkscharakter ein ganz anderer sei als der chinesische, daß dem Japaner eine sehr viel größere Aktivität, eine stärkere moralische und materielle Stoßkraft innewohne, als dem Chinesen. Das muß bis zu einem gewissen Grade zugegeben werden, aber dem stehen die größere natürliche Organisationsfähigkeit und die bei allen vorhandenen Fehlern doch überwiegende natürliche Solidität des Chinesen gegenüber. Man darf in dieser Beziehung nicht von den Erfahrungen ausgehen, die man in den großen chinesischen Hafenstädten und zum Teil auch bei dem heutigen chinesischen Beamtentum macht. Jene Großstädte an der Küste enthalten nur einen Bodensaß aus den Hunderten von Millionen Chinesen, und die Trägheit, die teilweise Korruption, Dünkelhaftigkeit und Unwissenheit, denen wir nicht selten gerade innerhalb der regierenden Kreise von heute begegnen, sind mit ein Ergebnis des großen politischen und kulturellen Niederganges, den China seit Hunderten von Jahren erlebt hat. Solche Perioden des Verfalles hat China schon mehr als einmal gehabt und immer ist die chinesische Macht und die chinesische Kultur aus den Niederungen wieder zur Höhe emporgestiegen. China hat ebenso oft ein Konglomerat getrennter, einander befehrender politischer Gebilde dargestellt, wie einen Einheitsstaat; die zentrifugalen Kräfte sind in ihm zuzeiten ebenso stark und verderblich gewesen, wie einst im heiligen römischen Reich deutscher Nation. Jedesmal aber haben die Selbstbesinnung des Volkes, das Wiedererwachen des nationalpolitischen Einheitsgefühls, des Willens zur politischen Macht — eben das, was wir im China von heute erleben — die Vorboten des beginnenden Wiederaufstiegs gebildet. Ein Volk,

das auf eine einheitliche Geschichte von vier Jahrtausenden zurückblickt, ein Volk, das während dieser Zeit zwar wiederholte Schwankungen, nie aber einen Sturz, einen Bruch in seiner Kulturentfaltung erlebt hat, ein Volk, das im Laufe seiner Geschichte alle Invasionen, alle Fremdherrschaften, alle von außen kommenden gewaltsamen und friedlichen Einwirkungen mit einer Assimilationskraft ohne gleichen in sich aufgenommen, verarbeitet und seinem ureigensten historischen Wesen organisch einverleibt hat, dessen Zukunft berechtigt auch zu außerordentlichen Erwartungen, wenn es sich nun zur Aufnahme der westlichen Kulturprinzipien nach ihrer technischen wie nach ihrer geistig-wissenschaftlichen Seite hin entschließt.

Vor allen Dingen ist es bezeichnend für die chinesische Art, wenn wir sehen, wie China die Staats- und Kulturreform von vornherein an dem wichtigsten und entscheidenden Punkte anpackt. Rußland leidet heute noch darunter, daß Peter der Große und seine Nachfolger, als sie ihr Volk auf die Bahn der Europäisierung rissen, aus Europa zwar die Schiffswerften, die Geschützgießereien, den militärischen Drill, die Bureaucratie und allenfalls die Akademien herübernahmen, nicht aber die Volksschule. China jedoch hat die Allgemeinreform mit der Schul- und Unterrichtsreform begonnen. Es ist natürlich leicht, einzelne lächerliche und groteske Züge gerade auf diesem Gebiete aufzuspüren. Es wirkt lächerlich, wenn wir sehen, wie z. B. japanische sogenannte „Professoren“ in Menge nach China kommen und der chinesischen Jugend anbieten, sie in einem halben, einem viertel Jahr, ja selbst in einem Monat, mit der westlichen Wissenschaft bekannt zu machen, und Zulauf aus allen Kreisen der Bevölkerung finden. Es ist aber eine sehr ernsthafte Sache, wenn wir sehen, daß heute zehntausend junge Chinesen auf japanischen Uni-

versitäten studieren und viele Hunderte zur Ausbildung nach Europa und Amerika gehen. Natürlich kommen von diesen lange nicht alle als wirklich Gebildete und Studierte zurück. Natürlich läuft viel Oberflächlichkeit bei dieser Schnellbildung mit unter. Naturgemäß bringen die chinesischen Auslandsstudenten vielfach, statt eines gediegenen und besonnenen Wissens, bloß einen zerstörenden Radikalismus und eine gefährliche Halbbildung in die Heimat zurück. Aber das sind Übergangserrscheinungen, die unter solchen Umständen, wie sie heute in China bestehen, kaum vermieden werden könnten. Ihnen gegenüber darf man sich vor allen Dingen auf jene Assimilationskraft, auf den praktischen Massenverstand und auf das unbewußte, Jahrhunderte hindurch erprobte Urteil verlassen, womit dieses Volk was ihm nußt und schadet unterscheidet. Stellen wir uns einmal vor, welche weltwirtschaftlichen Wirkungen nach einem Menschenalter, nach einem Jahrhundert von China ausgehen werden, wenn so immense Naturschätze durch Eisenbahnen und sonstige moderne Verkehrsmittel erschlossen sein werden, wenn der latente Reichtum des Landes zur vollen Entfaltung gelangt sein wird, wenn das Chinesentum sich unserer organisatorischen Technik im Verwaltungs-, Heer- und Seewesen bemächtigt haben wird, wenn es eine chinesische Industrie, eine chinesische Großschiffahrt, eine wirkliche aktive Teilnahme Chinas an der Weltwirtschaft und Weltpolitik geben wird, so wie es den großen und tatsächlichen Hilfsmitteln dieses Landes entspricht! Es gibt ein altes Kartenspiel aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in dem die verschiedenen Farben und Figuren durch die europäischen Staaten dargestellt sind, je nachdem ihre Machtverhältnisse damals im Durchschnitt der öffentlichen Meinung eingeschätzt wurden. In diesem Spiel stehen der römisch-deutsche Kaiser, der König

von Frankreich, der König von England und der König von Spanien samt dem Papst zu oberst, dann folgen die Könige und Fürsten minder mächtiger Länder und zu unterst stehen der Großherzog von Toskana und der „Großfürst in der Moskau“. Damals hatte Zar Alexei Michailowitsch, wenn auch vergeblich, schon vor der schwedischen Festung Riga gelegen, und sein Sohn Peter lernte in der deutschen Vorstadt von Moskau den Bootsbau und die Herstellung von Schießpulver! Wer vor fünfzig Jahren, als die erste preußische Gesandtschaft nach Japan ging, um einen Handelsvertrag mit der japanischen Regierung abzuschließen, die Seeschlacht von Tsuschima und den Frieden von Portsmouth hätte voraussagen wollen, den hätte die Welt für einen phantastischen Propheten gehalten. Wenn aber wieder ein halbes Jahrhundert vergangen sein wird, dann wird man erkennen, daß die Folgen der Modernisierung Chinas größere sein werden, als die des Anschlusses von Japan an die westliche Kulturwelt, und sicherlich gediegenere, als die der Europäisierung Rußlands.

Die Erziehung der Völker durch ihre Geschichte und ihre Erfolge bedingt ihre Einsicht in ihre Interessen. Die russische Politik war durch die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen für den Willen zur Macht erzogen. Als der damalige Thronfolger und jetzige Zar Nikolaus II. an dem Gestade des Stillen Ozeans den ersten Spatenstich zur sibirischen Pacificbahn tat, da war der Leitstern der Zukunftshoffnung in Rußland jenes berühmt gewordene Wort: „Rußlands Hand über ganz Asien“. Aus dem Himmel dieser Hoffnung stürzte Rußland, weil es zwei Jahrhunderte hindurch versucht hatte, statt der inneren Prinzipien der abendländischen Kultur nur ihre machtpolitischen äußeren Formen und Wirkungen zu sich zu überpflanzen. Was sich rächte, war die verkehrte und

oberflächliche Grundlage der Europäisierung. Unendlich tiefer, breiter und sicherer fundiert sind der Wille und die Aussichten zur nationalpolitischen Machtentfaltung bei unsern angelsächsischen Vettern jenseits der Nordsee und jenseits des Ozeans, den Engländern und Amerikanern. Man braucht sich nur eine beliebige englische oder amerikanische Zeitung in London, New York oder San Francisco auf der Straße zu kaufen, um aus Inhaltsverzeichnis und Überschrift der Handels- und politischen Notizen die Höhe des Verständnisses und den Grad des Interesses zu erkennen, das die öffentliche Meinung jener Länder den chinesischen Dingen entgegenbringt. In England ist jenes Wort vom „Mann auf der Straße“ als dem Gradmesser des politischen Wissens und Willens der Masse geprägt worden. Nun, dieser „Mann auf der Straße“, er mag vielleicht in Verlegenheit kommen, wenn man ihm eine Weltkarte vorlegt und ihn auffordert, China darauf zu zeigen, aber das glaubt er so gut wie der Parlamentarier, der Zeitungsredakteur und der verantwortliche Staatsmann, daß alles, was dort in Ostasien geschieht, seine Interessen auf das lebhafteste berührt. Bei uns in Deutschland wird das Ergebnis nach der Seite des kartographischen Verständnisses, des schulmäßigen Wissens ein etwas besseres sein, aber nach der Seite nationalpolitischer Interessiertheit ein unendlich schlechteres. Das, was Amerikaner und Engländer tun, um in diesem entscheidenden Augenblick Einfluß auf die Umformung des chinesischen Wesens zu gewinnen, um die kommende Neugestaltung der chinesischen Kultur so weit wie möglich dahin zu drängen, daß sie sich zu einer Filiale der angelsächsischen Kultur entwickelt, das ist wirklich imponierend und bewunderungswürdig. Mit jenem praktisch-politischen Scharfblick und mit jener entschlossenen

nationalen Opferwilligkeit, die wir an den Angelsachsen mit einem schmerzlich-neidischen Empfinden bewundern müssen, haben sie den zwingenden Punkt für die Beeinflussung der chinesischen Staats- und Kulturreform gefunden: Die Organisation des Unterrichtswesens. Im alten China hat sich der Staat überhaupt nicht darum gekümmert, wie seine Untertanen schulmäßiges Wissen erwarben; der Staat organisierte nur das offizielle Prüfungswesen, und es blieb jedem überlassen, wie er sich die nötigen Kenntnisse aneignen wollte. Nur der pflegte zu studieren, der die Staatskarriere einschlagen wollte; der Gebildete, der Literat, er war gleichzeitig durch seine Bildung Beamtenanwärter oder Beamter. Muß es nicht unsere Bewunderung erwecken, wenn die chinesische Regierung nach dem japanisch-russischen Kriege — sei es vorläufig auch nur theoretisch — als ersten Grundsatz ihrer Unterrichtsreform den aufgestellt hat, daß Bildung und Wissen, Volksschulunterricht und höheres Schulwesen kein anderes Ziel hätten, als überhaupt Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten? Die Folge davon war, daß — soweit wir wissen — zum ersten Male in der vieltausendjährigen Geschichte Chinas das Unterrichtswesen zu einer öffentlichen Angelegenheit wurde. Zwar kann China natürlich noch nicht daran denken, eine allgemeine Schulpflicht einzuführen, weil ihm sowohl die Mittel als auch die Lehrkräfte dazu fehlen; aber es ist nicht genug, wenn vorläufig auch nur der Grundsatz aufgestellt ist, daß das gesamte Volk der neuen Bildung teilhaftig werden müsse und daß zur Anbahnung dieses Ziels in jeder Provinz, in jedem Kreis eine Mindestzahl von Schülern in öffentlichen Schulen zu unterrichten sei, mit dem Ziel der allmählichen Steigerung der Schülerzahl, entsprechend der Möglichkeit, weitere Mittel und Kräfte bereitzustellen? Ich wiederhole, daß viele Er-

scheinungen der Schulreform vorläufig alle Kennzeichen der Oberflächlichkeit an sich tragen, aber der Wille ist da, die Verhältnisse zu bessern, und sie werden gebessert werden. Und für diese neuen chinesischen Schulen wurden die „westlichen Wissenschaften“ verlangt: Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Rechnen, auf den höheren Schulen auch westliche Sprachen, Mathematik usw. Ein gewisses Mindestmaß von Kenntnissen in diesen Dingen soll fortan für jeden Chinesen die tatsächliche Vorbedingung für den Eintritt in den Staatsdienst und für das Vorwärtstommen im öffentlichen Leben bilden.

Hier nun setzt die englische und amerikanische Arbeit ein, und bezeichnenderweise bedient sie sich dabei in sehr weitgehender Weise der vorhandenen englischen und amerikanischen Missionen. Es ist ein großer und manchmal schwer zu unserem nationalen Nachteil ausfallender Unterschied zwischen deutscher und angelsächsischer Art, daß bei uns das Interesse für die überseeische Mission fast ausschließlich als Sache kirchlich-konfessionell begrenzter, ja pietistischer Kreise gilt. Man amüsiert sich über die bekannten Histörchen von den Kränzchen der Missionsfreundinnen, die wollene Strümpfe für die Negerkinder stricken, man zuckt die Achseln über die Engherzigkeit und Beschränktheit, mit der die Missionare fremden Völkern, die kein „Verständnis“ und kein „Bedürfnis“ für unsere christliche Religion hätten, diese Religion durchaus aufdrängen wollten, und man übersieht dabei, in welchem Grade eine verständig aufgefaßte und verständig betriebene Missionstätigkeit als Schrittmacher für die Interessen unserer nationalen Kultur unter fremden Völkern dienen kann. Allerdings müssen wir zugeben, daß einen Teil der Schuld an dieser Sachlage auch die Art vieler unserer deutschen Missionare trägt, die vielfach nicht nur

pietistischen, sondern auch Kleinbürgerlich denkenden und empfindenden Kreisen entstammen. Aber es sind keineswegs alle Missionare so, und vor allen Dingen würde eine lebhaftere Anteilnahme unserer besitzenden Klassen und gebildeten Schichten an den Missionsfragen auch die Missionsgesellschaften sehr bald auf weitblickendere Bahnen drängen. Mir steht noch lebhaft vor Augen die Äußerung eines amerikanischen Großindustriellen während meiner chinesischen Reise, der sich dahin aussprach, daß er persönlich den inneren Trieb der Missionare, die Chinesen zu Christen zu machen, nicht begreife und daß es ihm auch gleichgültig sei, ob die Chinesen Christen, Mohammedaner, Buddhisten, Baptisten oder sonst etwas seien. Es sei ihm aber jeder amerikanische Missionar in China geschäftlich tausend Dollars wert, und er sehe nicht ein, weshalb er dem Mann nicht ein Prozent Kommission vergüten solle!

Das ist natürlich ein höchst oberflächlicher, ein brutaler Standpunkt gegenüber dem missionarischen Idealismus; aber man braucht selbst noch gar kein sehr aktives Verhältnis zu christlichen und religiösen Dingen zu haben, um doch den großen kulturellen und humanen Wert der Missionsarbeit zu würdigen. Jede Mission aber verbreitet, indem sie gleichzeitig mit ihren religiösen Zielen auch kulturelle Ziele im Auge hat, nicht irgendeine schematische Kultur an sich, sondern Kultur in nationaler Prägung. Bei den Angelsachsen sind die positiv religiös interessierten Missionsanhänger, die überwiegenden Kultur- und Humanitätsfreunde und die nationalen und geschäftlichen Politiker in dem Urteil und in der praktischen Betätigung ihres Urteils einig, daß die Mission unterstützt werden müsse. Die Motive sind verschieden, aber das Ergebnis führt in dieselbe Richtung. Vor anderthalb Jahren entsandten die alten englischen Universitäten Cambridge und Oxford den

Lord William Cecil, einen Sohn des früheren Premierministers Lord Salisbury, von England nach China, um die Gründung einer Filialuniversität der beiden englischen Hochschulen auf chinesischem Boden zu betreiben. Lord Cecil und seine Auftraggeber fanden es selbstverständlich, dabei von vornherein die Mitwirkung der Mission in Aussicht zu nehmen. Es geschah dies sogar in solcher Weise, daß die chinesische Regierung mißtrauisch wurde und sich zunächst ablehnend gegen die Idee verhielt. Man ist jetzt aber auf dem Wege, die gemachten Fehler zu verbessern, und kein Geringerer als der einflußreichste Abendländer, der seit den Zeiten der Jesuitenmission im siebzehnten Jahrhundert je in China gewohnt hat, Sir Robert Hart, der langjährige Direktor des chinesischen Seezollamts, der jetzt in seiner englischen Heimat im Ruhestande lebt, hat seine energische Mitwirkung für den Plan zugesagt. In Schantung errichten die amerikanischen Presbyterianer und die englischen Baptisten, die hierzu eine besondere Schulunion geschlossen haben, mit Hilfe der ihnen aus der Heimat aus kirchlichen wie aus nationalen Kreisen zufließenden Mittel die große „protestantische Universität von Schantung“. In Hongkong hat der englische Gouverneur der Kolonie im vorigen Jahre den Plan einer englisch-chinesischen Hochschule größten Stils aufgestellt, und er hat es verstanden, die englischen Großkaufleute des Places, die reiche chinesische Kaufmannschaft von Canton und sogar die Kolonialregierungen von Singapore und den übrigen Straits Settlements, sowie die dortigen wohlhabenden Chinesen für die Sache zu interessieren. Auf dem großen Festessen zur Begründung der Universität von Hongkong zeichneten einzelne englische Geschäftshäuser die Beträge für das Vorlesungsgebäude, für das physikalische Institut, für den Bau der Kliniken usw. Wohlhabende Chinesen stifteten

die erforderlichen Summen zur Anschaffung der Apparate für die Laboratorien, des medizinischen Instrumentariums, der Betten für den klinischen Unterricht und dergleichen mehr. An jenem einen Abend sollen drei- viertel Million Dollars zusammengekommen sein, und nach einem kürzlich bekannt gewordenen Bericht hat die Sammlung gegenwärtig den Betrag von  $1\frac{1}{3}$  Millionen Dollars erreicht. Damit kann zur Verwirklichung des Planes geschritten werden, denn neben jenen Kapitalsstiftungen steht eine Reihe von entsprechenden Garantien für die laufenden Betriebsausgaben. Diese Reihe von englischen und amerikanischen Gründungen und Plänen für die Beeinflussung der chinesischen Unterrichts- und Kulturreform könnte noch verlängert werden. Außer den Hochschulen sind noch spezielle Medizin-, Handels- und Gewerbeschulen teils geplant, teils bereits verwirklicht. Sie alle verfolgen das Ziel, dem angelsächsischen Wesen die Führung bei der chinesischen Kulturreform zu verschaffen und die praktischen Ergebnisse dieses grandiosen Prozesses in die englischen und amerikanischen Scheuern zu sammeln. Hat doch auch die amerikanische Regierung mit derselben Absicht China gegenüber auf die sogenannte Boxerindemnität, die Entschädigungszahlung aus der Zeit des Boxeraufstandes für zerstörtes amerikanisches Eigentum und für die amerikanischen militärischen Aufwendungen, zum großen Teil verzichtet, gegen das Zugeständnis der chinesischen Regierung, zehn Jahre lang alljährlich achtzig junge Leute zum Studium nach Amerika zu schicken und den Amerikanern einen gewissen Einfluß auf die Besetzung einer Anzahl von Lehrstellen an den chinesischen Schulen mit Amerikanern oder in Amerika ausgebildeten Chinesen zu gewähren!

Man wird bei uns in Deutschland schwerlich geneigt sein, den Amerikanern und Engländern mangelndes Ver-

ständnis für die Abmessung des Verhältnisses von politisch-geschäftlichen Ausgaben und geschäftlichen Erfolgen zuzuschreiben. Trotzdem dürften Zweifel daran erlaubt sein, ob sich bei uns eine ähnliche Bereitschaft, eine ähnliche, — sei es auch nach Maßgabe unserer schlechten Reichsfinanzen — reduzierte Bereitschaft zu einer derartigen „geschäftlichen“ Investierung deutscher Reichsmittel in China finden würde?

Fragen wir uns nun, ob und in welcher Weise auch von unserer Seite etwas geschehen kann, um für den deutschen Kultureinfluß einen gewissen Anteil an der Reform Chinas zu erwerben? Wir können diese Frage zunächst dahin beantworten, daß eine Stelle in Deutschland, das Reichsmarineamt, in dessen Räumen wir uns heute befinden, bereits tatkräftig die Initiative ergriffen hat. Dieser Initiative des Reichsmarineamts verdanken wir, daß die deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau vor wenigen Monaten, im Oktober 1909, eröffnet worden ist. Sie verfolgt im deutschen Interesse dasselbe Ziel, wie jene Gründungen von amerikanischer und englischer Seite. Es würde mir an diesem Orte schlecht anstehen, ein besonderes Lob des Reichsmarineamts und des an seiner Spitze stehenden verantwortlichen Mannes zu verkünden; aber darum ist doch ein Hinweis darauf notwendig, was die deutschen Interessen in Ostasien dieser Behörde verdanken, und ebenso darauf, daß sich bei uns in Deutschland das öffentliche Urteil über die Bedeutung Tsingtaus und des Kiautschou-Schutzgebiets vielfach nicht auf der richtigen Linie bewegt.

Die Erwerbung von Kiautschou durch das Reich geht zurück auf den chinesisch-japanischen Krieg von 1896. Damals bewahrte die Intervention Deutschlands, Rußlands und Frankreichs die Chinesen vor den übermäßigen An-

sprüchen Japans, das nach seinem Siege auf eine Schutzmachtstellung gegenüber China ausging und sich zu dem Zweck vor allen Dingen einen Teil der Südmandschurei hatte abtreten lassen. Die Intervention der drei Mächte nötigte die Japaner, sich im Frieden von Schimonoseki mit Formosa und der Kriegssentschädigung zu begnügen und die Eroberungen auf dem Festlande aufzugeben. Darüber, daß die drei Mächte für diesen Dienst von China eine Gegenleistung beanspruchten, bestanden weder auf der einen noch auf der anderen Seite Zweifel, und ebenso hatte China schon seit mehreren Jahren davon Kenntnis, daß es Deutschlands Wunsch sei, gleichfalls eine Marinestation und Handelsniederlassung an der chinesischen Küste zu erhalten. Ein maritimer Stützpunkt war für uns auch zweifellos eine Notwendigkeit, wenn wir unsere Interessen gleich den übrigen Mächten durch eine dauernde in Ostasien stationierte Flottenabteilung vertreten wollten. England besaß Hongkong, Rußland Wladiwostok und bald danach Port Arthur, Amerika ließ sich von Spanien die Philippinen abtreten, und Frankreich hatte seinen Stützpunkt unmittelbar an der Südgrenze Chinas in Tonkin. Wer die Verhältnisse im fernen Osten kennt, wird darüber nicht weiter im unklaren sein, daß sie für eine mitinteressierte Großmacht, was Deutschland zweifelsohne schon damals war, die dauernde Stationierung eines Flottendetachements verlangten. Diejenige Macht, die darauf verzichtete, hätte sich, ganz abgesehen von der Frage, ob die fremden Kriegsschiffe den Chinesen angenehm waren oder nicht, freiwillig in die hintere Reihe gestellt. Bekanntlich haben die Chinesen in ihrer politischen Gesamtauffassung von heute den festen Begriff der „sechs Mächte“, d. h. derjenigen fremden Staaten, deren Beziehungen zu ihnen und deren heimische Verhältnisse für

sie in erster Linie beachtlich sind. Zu diesen sechs Mächten, mit denen die chinesische Politik und die chinesische öffentliche Meinung rechnen, gehören England, Rußland, Deutschland, Frankreich, die Vereinigten Staaten von Amerika und Japan. Was außerdem noch in der Alten und Neuen Welt vorhanden ist, schwimmt auch für die große Mehrzahl der gebildeten Chinesen, einschließlich der hohen Beamten und Politiker, mehr oder weniger im Nebel.

Schon bevor die Kompensation für die Zurückweisung der japanischen Ansprüche auf chinesisches Festlandsgebiet in Frage kam, hatte Rußland sich die Hindurchführung seiner Sibirischen Bahn durch die Mandschurei gesichert, und kein unterrichteter Politiker zweifelte daran, daß die russische Regierung sich hauptsächlich darum mit solchem Eifer für die Verdrängung der Japaner aus dem eroberten Port Arthur und der ganzen Liautung-Halbinsel ins Zeug gelegt hatte, weil sie selbst an Port Arthur als den eigentlichen Endpunkt der Chinesisch-Mandschurischen Bahn dachte. Die politischen Projektentmacher in den Salons, am Hofe und in der Petersburger Presse erörterten ganz offen den Plan, von der West-Sibirischen oder der Mittel-Asiatischen Eisenbahn aus einen Schienenstrang durch das uralte hochasiatische Völkertor, über Kuldscha am Rande der Gobi, nach Lantschoufu, dem historischen Eingangstor für Nord- und Zentral-China, zu bauen, und von dort durch das Weiho-Tal über Hsinganfu in das Herz des chinesischen Reiches vorzustößen. Das wäre die Umkehrung der einstigen mongolischen Invasion nach dem Westen durch die russische Macht gewesen, und wenn auch selbst für die damalige Weltlage und für das damalige politische Hochgefühl Rußlands noch viel Wasser die chinesischen Ströme hätte hinunterlaufen müssen, bevor jene Riesenidee Wirk-

lichkeit wurde, so war sie doch in vollem Ernste gemeint und mußte als ein Plan gewürdigt werden, der, wenn er glückte, die militärisch-politische Einflusssphäre Rußlands mit der Zeit an den Nordfuß des Himalaja verlegt hätte.

Gewissermaßen ein Gegenstück zu diesen russischen Plänen bildete die Selbstverständlichkeit, mit der England seinerseits das „Yangtse-Becken“ als seine natürliche Interessenssphäre beanspruchte. Man ist jetzt auch in England mit Rücksicht auf die japanische Freundschaft und mit Rücksicht auf das überraschende Erstarken Chinas vorsichtiger geworden; wer aber englische Karten aus den 90er Jahren zur Hand nimmt, der findet sehr häufig quer durch ganz Süd- und Mittel-China in dem traditionellen britischen Rot den Ausdruck: „Yangtse-Bassin“. Berühmt ist ja auch die Definition Lord Beresfords, die dieser von seiner großen politischen Studienreise in China aus gab: unter dem Yangtse-Bassin im Sinne der britischen Interessen sei alles Land zu verstehen, aus dem von Norden, Süden und Westen die Gewässer ihren Lauf nach dem großen Strome zu nehmen. Dieses Gebiet reicht aber im Norden bis an den Kamm des Kwenlun mit seiner Fortsetzung gegen die große Chinesische Ebene hin und nach Süden bis an die Wasserscheide gegen das System des sog. Westflusses, das von englischer Seite stets als Grenze der französischen Interessenssphäre im Anschluß an das französische Kolonialreich in Hinterindien respektiert worden ist. Dem Umfange nach bedeutet dieses Yangtse-Bassin die reichliche Hälfte des eigentlichen chinesischen Reiches und der Einwohnerzahl nach etwa drei Viertel. Wie wenig aber die englische Politik geneigt war, den Begriff ihres Interessengebiets bloß in der englischen Presse oder auf der Landkarte existieren zu lassen, beweist

jener merkwürdigerweise in Deutschland beinahe un-  
merkt gebliebene Versuch, während des Boxerkrieges eine  
englische Garnison an die Mündung des Yangtse zu legen  
und Schanghai die Rolle des zweiten Alexandrien spielen  
zu lassen. Allerdings wurde dieser englischen Absicht  
dadurch begegnet, daß auch deutsche und andere europäische  
Truppen sofort nach Schanghai dirigiert wurden, aber  
wenn die englische Macht damals nicht noch im Buren-  
kriege festgelegen hätte, so hätte England sich daraufhin  
kaum dazu verstanden, sein Militär gemeinschaftlich mit  
den übrigen Detachements aus Schanghai wieder zurück-  
zuziehen und die Gleichberechtigung der europäischen  
Interessen am Yangtse anzuerkennen.

Erst wenn man sich diesen Zusammenhang der Dinge,  
der um der Deutlichkeit willen teilweise etwas voraus-  
greifend geschildert werden mußte, vergegenwärtigt, und  
erst wenn man dazu noch erwägt, daß Frankreich von  
Anfang an ganz offen die chinesischen Süd-Provinzen als  
sein besonderes Interessen- und Tätigkeitsgebiet betrachtet  
hat, dann hat man die Voraussetzungen beieinander, unter  
denen nach dem chinesisch-japanischen Kriege der Entschluß  
über die Erwerbung eines Stützpunktes in Ostasien gefaßt  
werden mußte. Was damals in der großen Politik in  
Frage stand, das war nicht mehr und nicht weniger, als  
das Auseinanderfallen Chinas in eine Reihe derartiger  
„Interessensphären“ für verschiedene Einzelmächte. Eine  
Durchmusterung der chinesischen Geschichte von den ältesten  
Zeiten bis auf die Gegenwart zeigt ja, daß das Land und  
das Volk der Chinesen, die wir unwillkürlich als eine von  
jeher unverändert existierende historisch-politische Einheit  
betrachten, im Laufe der Jahrtausende mindestens ebenso  
lange in verschiedene und oft einander bekämpfende poli-  
tische Sonderbildungen zerfallen sind, wie sie zu anderen

Zeiten tatsächlich eine Einheit gebildet haben, und daß auch die chinesische Kultur sehr starke Schwankungen erlebt hat. Zuletzt im 17. Jahrhundert ist aus schweren Wirren die Eroberung des ganzen Landes durch die jetzt regierende Mandschu-Dynastie und die Zusammenfassung aller chinesischer Kräfte zu einer letzten hohen Macht- und Kulturblüte unter den großen Mandschu-Kaisern Khanghi und Kienlung hervorgegangen. Als die britische Gesandtschaft unter Lord Macarthy um die Wende des 18. Jahrhunderts in China war, da erhielt sie von dem damaligen Stande des Reiches einen ähnlich imponierenden Eindruck, wie ein halbes Jahrtausend früher Marco Polo, den seine Landsleute nach seiner Heimkehr in unwissendem Spotte nur noch „il Millione“ nannten, wegen der kolossalen Zahlenangaben in seinen Berichten über China. Heute wissen wir allerdings, daß Marco Polo in seinen Erzählungen nur das Tatsächliche wiedergegeben hatte. Mit dem Tode Kienlungs begann aber der Niedergang, dessen einzelne allgemeine politische, volks- und finanzwirtschaftlichen und sonstigen Gründe hier zu erörtern allzu weit führen würde, der aber alles in allem genommen bis heute viel schlimmer gewesen ist, als man zunächst denken sollte. Besiegelt wurde der Verfall durch den fürchterlichen Taiping-Aufstand, Chinas dreißigjährigen Krieg. Die Taiping-Revolution hätte es wahrscheinlich vor unseren Augen zuwege gebracht, daß China wieder in ein Nordreich und ein Südreich zerfiel, wenn nicht die Europäer, vor allen Dingen England, im entscheidenden Augenblick zugunsten der Mandschu-Dynastie eingegriffen hätten. Die dynastisch-separatistischen Bewegungen glimmen in Süd-China noch bis auf den heutigen Tag mit kaum verhaltener Glut. Sun Yat sen, der Führer der Revolutionäre im Süden, den zu fangen der Regierung noch immer nicht geglückt

ist, hat die Auflösung des Reiches in seine Provinzen als selbständige Bundesstaaten offen auf seine Fahne geschrieben, und es ist nur eine „zeitgemäße“ Besonderheit seines Programms in der Ära der Modernisierung des Ostens, daß er sich dabei das China der Zukunft als eine Bundesrepublik nach dem Muster Nordamerikas denkt. Ist dieser merkwürdige Chinese doch auch amerikanisch erzogen und regelrechter amerikanischer Doktor der Medizin. In der allerjüngsten Zeit hat der wiedereinsetzende politisch-nationale Aufschwung des Chinesentums die Werbekraft jener zentrifugalen Gedanken stark zurückgedrängt, aber noch 1896 während des Krieges mit Japan konnte man in Canton und anderen Mittelpunkten des südchinesischen Lebens helle Freudeausbrüche im Volke erleben, wenn wieder eine Niederlage der nördlichen Truppen Li Hung tshangs und seiner Flotte gegen die Japaner bekannt wurde. Für den die Dinge notgedrungen von außenher beobachtenden Blick der europäischen Politik lag der Gedanke an den Auseinanderfall des Reiches und an die notwendig damit verbundene Ära der Interessensphären in der Tat nahe genug, und es war nach dem, was man von den Tendenzen der übrigen Mächte wußte, für Deutschland eine positive Unmöglichkeit, sich allein in der Politik der Stützpunkte zurückzuhalten.

Da kam im November 1897 die Ermordung der deutsch-katholischen Missionare im Innern von Schantung, und dieser Vorfall gab in Verbindung mit dem Gutachten Ferdinand von Richthofens und dem Untergange des „Itis“ bei Kap Schantung die unmittelbare Veranlassung dazu, daß die Kiautschou-Bucht an der Südküste der Schantung-Halbinsel gewählt wurde. Allerdings blieb die chinesische Stadt Kiautschou dabei außerhalb der auf wenige hundert Quadratkilometer beschränkten deutschen

Pachtung, und es ist eigentlich irreführend, mit der amtlichen Bezeichnung vom „Kiautschou“-Schutzgebiet zu sprechen. Nur die Gewässer der Bucht gehören zum deutschen Gebiet; der richtige Name für die Kolonie wäre einfach Tsingtau.

In den zwölf Jahren, die wir Tsingtau besitzen, hat sich nun die politische Gesamtsituation im Osten von Grund auf verändert, und zwar prinzipiell im Sinne der deutschen Interessen. Wäre es wirklich zu der Abgrenzung der sogenannten Interessensphären in China gekommen, so wäre unsere Lage dabei natürlich die aller-schwierigste gewesen. Frankreich und Rußland waren Nachbarn Chinas zu Lande; England stand mit seiner überwältigenden Seemacht und der Nähe seiner indischen Basis von vornherein in einer einzigartigen Position da; Japan brauchte nur eine Hand auszustrecken, um ans Festland zu rühren, und auch die Amerikaner verfügten in ihrer mehrfach gesicherten pazifischen Stellung über ganz andere Stützpunkte als wir. Im deutschen Interesse lag von Anfang an die Erhaltung Chinas als unabhängiger geschlossener Macht, die einer hinreichenden Kraftentfaltung fähig war, um das Prinzip der handelspolitischen „offenen Tür“, des gleichen Rechtes für alle, wirksam zur Geltung zu bringen. Dasselbe ist natürlich auch heutigentages noch der Fall, im Gegensatz mindestens zu Rußland, Japan und Frankreich, die wegen ihrer geringen wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit naturgemäß darauf ausgehen, sich besondere Einflußgebiete mit wirtschafts-politischer Begünstigung der eigenen Staatsangehörigen gegenüber den Fremden zu schaffen.

Die Ereignisse in Ostasien seit dem chinesisch-japanischen Kriege: der Boxeraufstand, die europäische Okku-

pation in Nord-China, der Sieg Japans über Rußland und die im Zusammenhang hiermit plötzlich machtvoll anschwellende chinesische Reformbewegung, sind bekannt. Vor allen Dingen haben sie eine Wiederbelebung des staatlichen Einheitsbewußtseins und des nationalen Selbstgefühls bis tief in die Masse des chinesischen Volkes hinein zur Folge gehabt, wie sie in China stets die Vorbereitung zu einer großen politischen Aufwärtsbewegung des gesamten Staatswesens gewesen ist. Wie die Dinge jetzt liegen, kann von einem bevorstehenden Zerfall und von besonderen europäischen Interessensphären oder Protektoratsansprüchen innerhalb Chinas für absehbare Zeit mit keinem Worte mehr die Rede sein. Infolgedessen sind — für uns Deutsche wie gesagt höchst erfreulicherweise — die ausländischen Erwerbungen an der chinesischen Küste unter anderen Gesichtspunkten zu beurteilen, als vor einem Jahrzehnt. Von ihnen ist Port Arthur mit dem einstigen russischen Pachtgebiet in japanischen Besitz übergegangen, während der französische Erwerb in Süd-China, der Hafen und das Pachtgebiet von Kwangtschou, von Anfang an politisch und wirtschaftlich so gut wie bedeutungslos geblieben ist. Die französische Initiative konzentriert sich vielmehr auf das Eindringen in China über die tonkinesische Landgrenze nach Sünnan. England hat zu seiner alten Erwerbung Hongkong, das bekanntlich in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts mehr als einmal als wertlos aufgegeben werden sollte, von China eine erhebliche Erweiterung seines Besitzes auf dem Festlande Hongkong gegenüber erlangt, und außerdem die Einräumung des einstigen chinesischen Kriegshafens Weihaiwei an der Nordküste von Schantung. Deutschland besitzt Tsingtau und die Kiautschou-Bucht. Tsingtau betreffend hat sich aber die bei uns ja stets rege Kritik leider überwiegend

nach einer Richtung bewegt, von der man bezweifeln muß, daß es die eigentlich entscheidende ist. Es heißt auf der einen Seite, in Tjingtau sei zu viel Anlage- und Bauluxus getrieben worden, und auf der anderen Seite, es hätte die auf seine Gründung gesetzten Hoffnungen in handelspolitischer Beziehung nicht verwirklicht. Demgegenüber wird es zunächst geboten sein, festzustellen, daß Tjingtau, mag es nun mit viel oder wenig Luxus erbaut worden sein, heute auf jeden Fall ein schlechthin unentbehrlicher Bestandteil nicht nur unserer materiellen, sondern vor allen Dingen unserer moralischen Position in Ostasien geworden ist. Wenn für die Empfindung und die politische Überzeugung der Chinesen Deutschland gegenwärtig ohne weiteres in der gleichen Linie mit den übrigen großen Mächten rangiert — vergleiche das vorher über die „sechs Mächte“ Gesagte —, so beruht das vor allen Dingen auf der Tatsache, daß wir gleich den übrigen Mächten durch die Kolonie Tjingtau äußerlich sichtbar in Ostasien vertreten sind. Besäßen wir nicht Tjingtau, so könnte von einem deutschen Versuche, sich an der Einflußnahme auf die gegenwärtige chinesische Kultur-reformation in merklicher Form zu beteiligen, überhaupt nicht die Rede sein. Weil wir Tjingtau haben, rechnen die Chinesen mit uns, sind wir ihnen und werden ihnen von Jahr zu Jahr eine bekanntere Größe. Sätze ihnen Deutschland und die deutsche Art nicht in Tjingtau dauernd vor Augen, so wäre zum Beispiel gar nicht daran zu denken gewesen, daß Juan Schi kai noch kurz vor seinem Sturze durchsetzte, daß neben der englischen und japanischen Verfassung die deutsche Verfassung als Grundlage für die chinesische Verfassungsreform bestimmt wurde. Sind doch die Chinesen jetzt schon so weit in unsere Verhältnisse eingedrungen, daß neuerdings ein jüngerer chinesischer Be-

amter im Deutsch-Chinesischen Verein in Peking einen Vortrag über die preußische Staatsverfassung und das Dreiklassenwahlrecht halten konnte, mit der Tendenz, dieses Wahlrecht als gegenwärtig für China recht geeignet zu empfehlen! Ebenso hat vor einigen Jahren die große nach Europa und Amerika entsandte Studienkommission unter dem Prinzen Tsching in ihrem Bericht an den Thron den bezeichnenden Satz aufgestellt, daß von den staatlichen und sozialen Einrichtungen der westlichen Völker diejenigen der deutschen Nation wohl am ehesten auf die modernen Bedürfnisse Chinas Anwendung finden könnten! Man braucht ja bei uns diese chinesischen Erkenntnisse nicht gerade als empfehlenswert für den Stand unseres politischen Fortschritts anzusehen, aber sie sind in jedem Falle höchst bedeutsam und verdienen die ernsteste Aufmerksamkeit. Tschang Tschitung, der kürzlich verstorbene Großsekretär und Unterrichtsminister, hat das Deutsche an den neuen höheren Staatschulen neben dem Englischen als die einzige wahlweise obligatorische westliche Sprache eingeführt. Allerdings werden die jungen Chinesen vorläufig noch sehr viel mehr Englisch als Deutsch lernen, aber in diesen Dingen ist das prinzipielle Anerkenntnis wichtig, zumal mit Rücksicht auf die chinesische Geistesart. Was aus diesen Möglichkeiten deutschen Kultureinflusses auf die chinesische Reform sich in der Praxis entwickeln wird, ist ja die Frage; es wird wesentlich davon abhängen, wie schnell und wie energisch sich die Einsicht in die augenblickliche Lage und in ihre Chancen bei uns verbreitet. Wenn es aber doch zweifellos dazu gekommen ist, daß an sich gute Chancen für uns vorliegen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß wir diese Situation im wesentlichen derjenigen Politik verdanken, die uns in den Besitz von Tsingtau gebracht hat. Wo

und wie wäre ein Unternehmen wie die im vorigen Jahre durch das Reichsmarineamt gegründete Deutsch-Chinesische Hochschule möglich gewesen, wenn wir nicht Tsingtau besäßen? Diese Erwägungen müssen an sich schon entscheidend sein gegenüber der Idee, Tsingtau gegen Ersatz unserer Aufwendungen oder andere Kompensationen an China zurückzugeben. Man hat die Höhe unserer Aufwendungen für Tsingtau bemängelt, und man hat namentlich gesagt, die Befestigungen hätten unverhältnismäßig viel gekostet und seien außerdem im Grunde nichts als eine Gefahr. Die sämtlichen Festungswerke von Tsingtau haben, wie sich aus dem Etat ergibt, bisher etwa zwölf Millionen Mark gekostet, d. h. zirka ein Drittel der kürzlich erfolgten Neubewilligung für den weiteren Ausbau Helgolands. Ihr Zweck ist, die Wegnahme des Platzes durch einen Handstreich, sei es von der See, sei es vom Lande her, zu vereiteln. Die Stärke der Forts reicht nach der See hin aus, um einem feindlichen Geschwader den Angriff bedenklich erscheinen zu lassen, denn er würde auch im Falle des schließlichen Erfolges dem Gegner zweifellos eine Anzahl großer Panzerschiffe kosten, und ihn daher für den Seekampf unverhältnismäßig schwächen. Nach der Landseite sind die Befestigungen, trotzdem höchstens fünftausend Mann für die Gesamtverteidigung aufgebracht werden können, stark genug, um längeren Widerstand gegen Feldtruppen und Feldartillerie zu leisten. Man kann Tsingtau auch von der Landseite ohne die Aufstellung eines größeren Belagerungsparkes schwer wegnehmen. Das ist alles, was erreicht werden sollte, und das ist erreicht. Und wer sollte uns Tsingtau nehmen wollen? England? In einem deutsch-englischen Kriege wird es für das Ergebnis des Friedensschlusses vollkommen belanglos sein, ob in dem Augenblick die deutsche oder die englische

Flagge auf den Tsingtauer Forts weht. Japan? Japan im Besitze von Tsingtau wäre für China wie für die Vereinigten Staaten gleicherweise eine unerträgliche Bedrohung ihrer Interessen. Man ist sich in Amerika durchaus klar darüber, daß Deutschlands Stellung in Tsingtau den amerikanischen Interessen besser als jede andere Möglichkeit entspricht. Wenn Japan außer Port Arthur auch noch Tsingtau hat, so bedeutet das nicht nur die Wegnahme von Tsingtau, sondern auch die Proklamierung von ganz Nord-China als Reservat der japanischen Politik. Man braucht diesen Gedanken nur auszusprechen, um seine Unmöglichkeit vom Standpunkte auch anderer Mächte als Deutschland klar vor Augen zu stellen. Und schließlich China? Entweder muß China alle europäischen Besitzungen an seiner Küste gleichzeitig zurückfordern, und wenn es dazu einmal mächtig genug ist, dann sind ja weitere Erwägungen überflüssig — oder ein chinesischer Angriff auf Tsingtau entspringt dem Anschluß Chinas an eine anti-deutsche kriegerische Konstellation in Europa. Über einen derartigen Fall hier weitere Worte zu verlieren, wird niemand für nötig halten. Endlich der Handel Tsingtaus: Er betrug, Ausfuhr und Einfuhr zusammengerechnet, zu Anfang des laufenden Jahrzehnts etwa 3 Millionen Mark, und er beträgt heute ca. 120 Millionen Mark. Während alle anderen chinesischen Seehäfen in den verfloffenen Krisenjahren schwere, noch nicht wieder ausgeglichene Rückschläge des Verkehrs zeigten, ist der Handelsumsatz von Tsingtau nur vorübergehend um einen kleinen Prozentsatz gefallen und steht heute schon wieder um mehr als 25 % über dem vorher günstigsten Jahre 1906—07. Tschifu, Tientsin, Schanghai sind noch lange nicht wieder auf der Höhe angekommen, wo sie vor dem Ausbruche des Krieges waren. Daß es wünschenswert wäre, wenn in Tsingtau

mehr deutsche Waren eingeführt würden, als geschieht, ist richtig, aber ebenso richtig ist es, daß der deutsche Handel in China schon seit langen Jahren sich überhaupt verhältnismäßig sehr wenig mit deutschen, dagegen reichlich mit fremden Waren beschäftigt. Von deutschen Industrieerzeugnissen haben sich nur eine ganz beschränkte Anzahl den chinesischen Markt wirklich erobern können. Woher das kommt, soll hier nicht untersucht werden. Es hat schon einmal eine längere und weniger in der Öffentlichkeit als hinter den Kulissen mit gegenseitiger Gereiztheit geführte Fehde hierüber stattgefunden, ohne daß eine eigentliche Klärung der Sachlage dabei herausgekommen wäre. Daß die Bemühungen in dieser Beziehung nicht ruhen, beweist die Initiative der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin, die den jedenfalls vielversprechenden Vortrag des Herrn Sandmann über die Mittel und Wege, mehr deutsche Industrieerzeugnisse nach China zu bringen, veranstaltet. Man darf dem Ergebnis dieses Unternehmens mit dem größten Interesse entgegensehen, denn nur im Zusammenhang mit dieser wichtigen Gesamtfrage können auch die Verhältnisse der spezifisch deutschen Einfuhr nach Tsingtau objektiv gewürdigt werden. Sehr zu begrüßen ist auf jeden Fall auch der Gedanke, daß sich eine freie Studienkommission des Reichstages nach Tsingtau begeben möge. Wenn die richtigen, d. h. vor allen Dingen möglichst informierte und möglichst unabhängige Teilnehmer sich dazu entschließen, so wird man erwarten dürfen, daß unsere öffentliche Meinung in der Heimat im Verfolg einer solchen parlamentarischen Studienexpedition das richtige Augenmaß für die großen und kleinen Fragen erhält, um die es sich heute für Deutschland im fernen Osten handelt.

Zum Schluß endlich darf ich noch einmal auf die Frage des deutschen missionarischen Einflusses in China

zurückkommen. Ich persönlich als Angehöriger des evangelischen Bekenntnisses bin vorzugsweise mit evangelischen Missionen, und unter diesen wiederum mit dem Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsverein in Tsingtau, in Berührung gekommen. Meine Erfahrungen und Urteile gründen sich daher vorzugsweise auf die Beobachtungen, die ich an dieser Stelle habe machen können. Ich vermute, daß sie sich in ähnlicher Richtung bewegt hätten, wenn ich mit einer anderen evangelischen Missionsgesellschaft oder mit einer deutschen katholischen Mission Beziehungen gehabt hätte, denn worum es sich hier handelt, ist vor allen Dingen die Tatsache, daß die deutschen Missionsgesellschaften allein schon durch die Verwirklichung ihrer religiös=humanen Ideale, die doch naturgemäß mit dem deutschen Charakter ihrer Vertreter gegeben und verbunden sind, auch im Sinne des allgemeinen deutschen Kultureinflusses eine fruchtbringende Tätigkeit ausüben müssen. Das mit einem praktischen Beispiel zu belegen, bitte ich zwei besondere Zweige der Tätigkeit des Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsvereins in Tsingtau nennen zu dürfen: sein Hospital und seine chinesische Mädchenschule. Beide Institute beabsichtigt der Verein nach verschiedenen Richtungen hin zu erweitern, und diese Pläne scheinen mir im Sinne der heute von uns vertretenen Ideen sehr bemerkenswert zu sein.

Das Chinesen-Hospital des Missionsvereins führt nach dem ersten deutschen evangelischen Missionar, der in unserem Schutzgebiet gewirkt hat, dem Dr. Faber, den Namen „Faber-Hospital“. Es gewährt einer sehr ansehnlichen Zahl chinesischer Patienten Hilfe und Rettung, aber diese Hilfe ist nach dem jetzigen Stande der Dinge an den Platz Tsingtau und die Nebenstelle des Hospitals

in dem benachbarten Dorfe Taitungtschen gebunden. Zweifellos im Zusammenhange mit der allgemeinen fortschrittlichen Reformbewegung, die ganz China ergriffen hat, ist es in jüngster Zeit wiederholt vorgekommen, daß junge Chinesen, die auf irgendeine Weise mit dem Hospital in Berührung gekommen waren, um Aufnahme zum Zweck ärztlicher Ausbildung baten. Solchen Wünschen nachzukommen, muß und wird ein Weg gefunden werden, und zwar so, daß das Faber-Hospital durch Gründung von Stationen weiter im Innern von Schantung, wozu chinesische Arztgehilfen ausgebildet werden müssen, in geeigneter Weise erweitert wird. Bereits hat der deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz in den Kolonien auf seine Kosten zwei Schwestern für die unterrichtliche Erweiterung des Hospitalbetriebes zu bewilligen zugesagt, und an verschiedenen Orten Deutschlands regt sich ein wachsendes Interesse für diese Sache. Natürlich handelt es sich hier nicht um einen Plan, der mit der großen deutschen Medizinschule in Schanghai, die nach Hochschulweise aufgebaut ist, oder sonst mit einer medizinischen Fakultät konkurrieren könnte oder sollte, sondern einfach um die Organisation einer gesunden Volkshilfe auf möglichst praktischer, breiter Grundlage. Die Unwissenheit und das Elend auf sanitärem Gebiet sind in China so groß, daß auch schon eine vernünftig geleitete elementar-medizinische Ausbildung den größten Segen stiften wird. Ahnt doch unter den Chinesen kaum jemand etwas von den wahren gesundheitlichen Lebensbedingungen des menschlichen Körpers, von dem Zusammenhange zwischen Gesundheit und Keulichkeit, von den Vorgängen der Ansteckung, von Desinfektion, Wundbehandlung usw.! Welch ein Elend wird durch Unwissenheit und Quacksalberei allein bei den furcht-

bar häufigen Augenkrankheiten hervorgerufen! Das Ziel der geplanten Ausbildung von Heilgehilfen im Faber-Hospital soll ein doppeltes sein. Zunächst sollen an geeigneten Plätzen im Schutzgebiet und in der Provinz Schantung sanitäre Volkshilfsstellen eingerichtet werden, die von chinesischen, im Faber-Hospital ausgebildeten Arztgehilfen versehen und vom Faber-Hospital aus beaufsichtigt werden. Allmählich wird es dann möglich sein, besonders tüchtige Zöglinge auch bei der selbständigen Niederlassung zur Praxis in chinesischen Kreisen zu unterstützen. Beide Methoden werden gelegentlich wohl auch ineinander übergehen, und zunächst wird vielleicht die erstere den Vorzug verdienen. Der Wert dieser Art von allgemeinem Kultur- einfluß, der durch die Schaffung eines solchen deutschen Werkes gegenüber dem Chinesentum verwirklicht werden wird, kann nicht leicht zu hoch eingeschätzt werden, und es bedarf sicher keiner weiteren Ausführungen darüber, daß auf die Weise für die wahren und idealen Missionsziele ebenso wirksame Arbeit getan wird, wie für die deutsche Kultur in China. Nur vor einem muß man sich dabei hüten: vor der Verquickung der ganzen Methode mit konfessioneller, dogmatischer Propaganda. Nach dieser Richtung verdienen aber die von den Chinesen selbst rühmend anerkannten praktischen Grundsätze des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins uneingeschränktes Vertrauen.

Das zweite Ziel, das der Missionsverein gegenwärtig in China verfolgt, ist die Erweiterung seines M ä d c h e n - s c h u l w e s e n s. Auch die Idee der chinesischen Mädchenschule ist eine Frucht des Reformzeitalters in China.

Die Bedeutung einer in aufgeklärtem und humanem Sinn geleiteten Mädchenschule ist für die Weiterentwicklung

Chinas unter der beeinflussenden Wirkung deutscher Kultur außerordentlich. Ich entsinne mich von einer meiner Orientreisen her, einige Jahre nach den armenischen Massakres, an eine bezeichnende Erfahrung bei den damals von hilfsbereiten Christen in Armenien eingerichteten Waisenhäusern. In diesen Waisenhäusern wurden zum größeren Teil Mädchen erzogen, da die Knaben bei dem Morden weniger verschont geblieben waren. Allmählich kamen die Mädchen in das im Orient ja bekanntlich sehr früh eintretende heiratsfähige Alter und heirateten vom Waisenhaus aus. Dabei zeigte sich sehr bald, daß diese Zöglinge der christlichen Waisenhäuser im ganzen Lande zu einem bemerkenswert guten Ruf gelangten: sie wurden viel bessere Hausfrauen und Mütter als ihre Schwestern, die ohne eine solche Erziehung in ihren alten Verhältnissen aufgewachsen waren. Die Folge war, daß alle jungen Leute sich bemühten, ein Waisenhausmädchen zur Frau zu bekommen. Was dort im kleinen geschehen ist, das wird in China zweifellos im großen geschehen, sobald das bisher in den Anfängen stehende Mädchenschulwesen der Mission weitere Fortschritte gemacht haben wird. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat in Erkenntnis dieser Sachlage jetzt den Entschluß gefaßt, seine in Tsingtau bestehende Mädchenschule stark zu vergrößern und so bald wie möglich neue Schulen an anderen Orten der Provinz Schantung anzulegen. Nach chinesischen Verhältnissen bedeutet eine Mädchenschule wie die des Missionsvereins überwiegend zugleich ein Internat, d. h. nicht nur eine Unterrichts-, sondern eine allgemeine Erziehungsanstalt für die Mädchen. Auf diese allgemeine Erziehungstätigkeit kommt es außer dem bloßen Unterricht begreiflicherweise entscheidend an. Die chinesischen jungen Mädchen sind nach dem Urteil der Missions-

Lehrer und =Lehrerinnen in Tjingtau ein bildsames und dankbares Material. Sie fassen sowohl den Unterricht in den geistigen Lehrfächern als auch den in Handarbeit, Haushalt und dergleichen im Durchschnitt rasch und leicht auf. Der gute Ruf der Tjingtauer Mädchenschule des Allgemeinen evangelisch=protestantischen Missionsvereins hat sich bereits über Schantung verbreitet. Sobald die Mittel vorhanden sind, den Betrieb der Mädchenschule zu erweitern, werden die segensreichen Folgen dieses besonderen Zweiges der Arbeit des Vereins sich bald genug zeigen. Es kann gar nicht oft genug wiederholt werden, daß diejenigen Mädchen, die heute im Schulalter stehen, die zukünftigen Frauen und Mütter Chinas sind. Wie die Frau ist, so ist in der Regel das Haus, so ist die Familie. Je mehr chinesischen Mädchen wir jetzt einen solchen Unterricht geben können, daß sie in Zukunft ihrem Hause und ihrer Familie christlich humane, deutsche Kultur= und Bildungselemente einpflanzen können, Ordnung, Gewissenhaftigkeit, verständige Gesundheitspflege, Bildung des Geistes und Herzens, desto mehr tragen wir dazu bei, daß für China diejenige traurige Periode im Dasein seiner weiblichen Bevölkerung, die unter dem Zeichen der Fußverkrüppelung gestanden hat, ihr Ende erreicht. Ist es nicht ein Zeichen der Zeit, daß der „Bund der natürlichen Füße“ jetzt rasche Fortschritte in China macht und hohe Beamte in Wort und Schrift dafür eintreten, gebildete Männer sollten keine Mädchen mit verkrüppelten Füßen mehr heiraten? Solche kleine und viele große Züge beweisen es uns, daß wirklich die Ära einer durchgreifenden Kulturreform in China angebrochen ist. An uns ist es, ein kräftiges Verständnis, ein kräftiges Verantwortlichkeitsgefühl dafür zu zeigen. Möge es mir daher auch gestattet sein, denjenigen unter meinen verehrten Zuhörern, die

es mir bis zu dem Wunsch nach praktischer Betätigung ihrer Einsicht zu überzeugen geglückt ist, auf ein Blatt Papier hinzuweisen, das am Ausgang dieses Saales bereit liegt: bereit für Einzeichnungen zugunsten der Mädchenschule und des Faber-Hospitals des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins!

# Gesundheitliche Volkshilfe als Mittel deutscher Kulturarbeit in China

Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. A. Bier:

Meine Damen und Herren!

Unsere Zeit erhält ihr charakteristisches Gepräge durch die Anwendung der Wissenschaft auf das tägliche Leben. Am augenfälligsten tritt uns Großstädtern das bei den technischen Wissenschaften zutage, die uns elektrische und Untergrundbahnen, Automobile, künstliche Beleuchtung und unzählige andere Dinge, ohne die der heutige Kulturmensch nicht glaubt auskommen zu können, geschenkt haben. Aber auch weit über den Rahmen der Großstädte hinaus beherrschen wissenschaftlich technische Anschauungen und Einrichtungen unser ganzes Leben. In den entferntesten Winkeln unserer Kulturländer benutzt der Landmann als etwas Selbstverständliches Säe- und Mähmaschinen, künstlichen Dünger, Drainage und vieles andere, ohne sich dessen bewußt zu werden, daß diese Dinge nicht die Errungenschaften einer energischen Praxis, sondern der wissenschaftlichen Überlegung sind, die zum größten Teil von Vertretern ganz anderer Berufsklassen zugebracht wurden. Derselbe Landmann liest täglich die Wetterprognose, die der Meteorologe mit seinen Beobachtungen ihm stellt.

Juristische und theologische Fragen beherrschen nicht mehr nur die Köpfe der Fachgelehrten, sondern auch das Laienpublikum bringt ihnen das größte Interesse entgegen.

Weniger merklich, aber um so gewaltiger sind die Einwirkungen der medizinischen Wissenschaft, besonders

der Hygiene, auf unsere ganze Lebensführung. Ich brauche Sie nur an den enormen Umfang der sozialen Hygiene, an Städteanlagen, Häuser- und Krankenhausbau, Straßenreinigung, Kanalisation, Schlachthäuser, Desinfektion, Seuchenbekämpfung und Unfall- und Invalidenfürsorge zu erinnern; ferner an die persönliche Hygiene, zweckmäßige Ernährung, Kleidung, Lüftung, Körperreinigung, Baden usw. Hand in Hand damit geht das Eindringen zweckmäßiger Krankenbehandlung und Krankheitsverhütung in weite Volksschichten, das bei uns von dem großen Chirurgen v. Es-march angeregt und durch seine Samariterkurse vermittelt, sich mehr und mehr vollzieht. Ich brauche Ihnen den Umschwung in dieser Beziehung nur an zwei Beispielen zu erklären:

Früher behandelte man die Wunden mit den unzweckmäßigsten Mitteln, sog. Hausmitteln, und verschmutzte sie mit Spinnweben und ähnlichen Dingen, jetzt weiß jeder, daß das beste Prinzip der Wundbehandlung die absolute Reinheit der Wunde ist. Wenn früher ein größerer Unfall den Menschen betroffen hatte oder eine schwere Blutung seinem Leben ein Ende zu machen drohte, war der Verletzte verloren, falls kein Helfer vorhanden oder nicht zufällig ein sachverständiger Arzt zur Stelle gebracht werden konnte; jetzt findet man vor allem in den großen Betrieben, in denen Leib und Leben der Menschen gefährdet sind, überall Leute, die in der ersten Hilfeleistung bewandert sind.

Nicht zuletzt darf ich Sie aufmerksam machen auf die vortreffliche Ausbildung der Krankenpflege, die noch vor wenigen Jahrzehnten fast gänzlich darnieder lag.

Die Folge dieses Eindringens medizinischer Kenntnisse und Anschauungen in weite Volksschichten ist nicht ohne

den weittragendsten Einfluß geblieben. Überzeugender als alle ausführlichen Darlegungen beweist hier die eine nackte Tatsache, daß trotz der Schädigungen der vielfach auf die Spitze getriebenen industriellen Auswüchse die Lebensdauer der Menschen mehr und mehr zunimmt.

Meine Damen und Herren! Wir Deutschen können mit Stolz behaupten, daß die deutsche Wissenschaft auch auf diesem Gebiete überall führend gewesen ist, daß ferner deutsche Wissenschaft heute auf der ganzen Welt am Werke ist, ihren Einfluß auszubreiten. In diesem Sinne ist auch in China, von dem heute die Rede sein soll, schon der Anfang gemacht. In Mittelchina ist die von der deutschen Ärztevereinigung in Schanghai gegründete Medizinschule tätig. Sie hat es sich zur Aufgabe gestellt, China für die deutsche Sprache und deutsche Wissenschaft zu gewinnen.

Ihr zur Seite steht der Evangelisch-Protestantische Missionsverein mit seinem Bestreben, hygienische Anschauungen unter den Chinesen zu verbreiten, was diesen bitter nottut. Denn merkwürdigerweise ist dieses uralte Kulturvolk, das auf vielen Gebieten so Vortreffliches geleistet hat, auf dem Gebiete der Hygiene gänzlich steril geblieben. Der Missionsverein schickt sich also an, ein Werk von großer humaner Bedeutung zu beginnen.

Nun aber höre ich manchen von Ihnen fragen: „Was in aller Welt gehen uns denn die Chinesen und ihre Hygiene an? Müssen wir denn überall vornweg sein, wenn es gilt, ohne gerufen zu sein, fremden Völkern unsere Kulturgüter und unsere Wohltätigkeit aufzudrängen? Hat man uns doch wahrlich nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß wir immer zu haben sind, wenn es gilt, Italiener, Franzosen und andere fremde Völker zu unterstützen, die uns für unsere Ausländerei und unsere Liebe-

dienererei doch keinen Dank wissen, während der Notschrei braver märkischer Bauern, die vor den Toren unserer Hauptstadt in Wassersnot geraten sind, taube Ohren findet!

Ja, meine Damen und Herren, hier handelt es sich denn doch außer um rein humane Bestrebungen, die wir nicht überschätzen wollen, um etwas ganz anderes: Dort im fernen Osten beginnt ein gewaltiges Reich seine Grenzen der europäischen Kultur zu öffnen. Unendliche Schätze sind dort zu haben. Schon seit geraumer Zeit ist der Wettstreit der Nationen entbrannt. Sie suchen sich gegenseitig den Rang abzulaufen und, wer dort nicht rührig und tätig ist, wird von den andern überholt. Alles also, was uns im Auge des Chinesen als stark, groß und geschickt erscheinen läßt, hat für uns eine außerordentliche nationale Bedeutung. Was aber gäbe es, das uns die große Menge des Volkes in unmittelbarere Berührung brächte, als medizinische Volkshilfe und sanitärer Volksunterricht? Wir glauben deshalb, daß die Tatkraft und das Kapital, das wir in diesem Sinne dem chinesischen Volk leihen, unserer Nation tausendfältige Früchte bringen wird. Wer an der praktischen und nationalen Bedeutung solcher Kulturtätigkeit zweifelt, den möge das Beispiel anderer Nationen überzeugen, die frei sind von dem Fehler internationaler Menschenbeglückung, den man den Deutschen so häufig vorwirft. Schon längst wirken sie in China in ähnlicher Weise.

Meine Herren, was die Einzelheiten anlangt, so möchte ich Sie bitten, einem Berufeneren, meinem Assistenten, Herrn Marinestabarzt Dr. zur Berth, Gehör zu schenken, der die Verhältnisse in China aus eigener Anschauung kennt.

## Marinestabsarzt Dr. zur Berth:

Eure Excellenzen!

Meine hochgeehrten Damen und Herren!

Den gewaltigen Einfluß der medizinischen Wissenschaft und Kunst auf das Denken und Tun des heutigen Europa und Amerika hat eben mein Herr Vorredner mit beredten Worten geschildert.

Ich betrachte es als meine Aufgabe, Ihnen darzutun, in welchem Zustande der Stagnation, ja der Verrohung alles medizinische Können und Wissen in China sich befindet, darauf hinzuweisen, welche furchtbare Folgen dieses Brachliegen für China, in gewissem Sinne auch für Europa hat, wie die großen Kulturenationen der Neuzeit versuchen, durch Belehrung und durch freimütige Schenkung der Schätze ihrer medizinischen Wissenschaft Einfluß auf das vielumworbene Reich der Mitte zu gewinnen und Handelsvorteile dafür einzutauschen, endlich wie es uns Deutschen, die wir uns mit Stolz als Schöpfer und Mehrerer der modernen Medizin bezeichnen können, möglich ist, durch schnelles Handeln und Zugreifen schon fast verlorenen Einfluß zu retten und für deutsches Wesen, deutschen Handel und für deutsche Kultur Neuland zu erringen.

Wenn der eben zur Kennzeichnung des Zustandes der Medizin im heutigen China gebrauchte harte Ausdruck „Verrohung“ als berechtigt anerkannt werden muß, so ist das um so wunderbarer, als die Chinesen den hohen Wert dieser Wissenschaft wohl zu schätzen wissen. Nennen sie doch die zweite der drei Idealgestalten ihrer ältesten Kaiser Tschin Nung, dem sie auch die Erfindung des ersten Fluges zuschreiben, in weiser Schätzung der Heilkraft der Kräuter den Verfasser des ersten Werkes über die Pflanzenheilkunde und sehen in der dritten, der mit dem strahlend-

sten Schimmer umgebenen Mythengestalt Hwangti, den Entdecker der Grundgesetze der Heilkunde.

Es wird gestattet sein, das Dreigestirn dieser Kaiser, das regierend um das Jahr 3000 v. Chr. nach einer Zeit völlig kulturlosen Nomadenlebens von den patriarchalischen Geschichtsschreibern des Reiches der Mitte mit einem Füllhorn von reichen Segnungen geistiger Entwicklung überschüttet wird, als mythisches Sterngebilde auszulegen am Anfang der chinesischen Geschichte und als Personifikation einer großen gärenden Staatsentwicklung, die sich in jenen Jahrhunderten durch eine ungewöhnliche Regsamkeit und Kraft des Volkes und durch Zuführung wertvoller Kulturelemente von außenher angebahnt hat.

Wenn von sorgfältigen und gewissenhaften chinesischen Geschichtsschreibern der Ernst einer festen Zahl — nach ihnen hatte der Kaiser Tschin Nung von 2837 v. Chr. bis 2698 v. Chr. (also 139 Jahre) und Hwangti von 2698 bis 2599 v. Chr. den Thron inne — auf eine so entlegene Vergangenheit angewendet wird, so entspricht das dem echt chinesischen Bedürfnis, durch das hellere Licht fester Gewißheit der äußeren Tatsachen, auch den Bericht über das autochthone Entstehen jeglichen Kulturanfanges im eigenen Lande wahrscheinlicher zu machen, während doch der Anzeichen viele dafür sprechen, daß dem bodenständigen Stamme edle Pfropfreiser fremden westasiatischen Ursprunges aufgesetzt sind.

Zunächst fanden die zu überraschend schneller und schöner Entwicklung gekommenen Samenkörner fruchtbaren Boden. Die Lehren Hwangtis, der die für die Chinesen alle Rätsel entschleiernde Zauberformel des männlichen tätigen Prinzips Yang und des weiblichen leidenden Yin aufgestellt und auf den menschlichen Körper übertragen hatte, wurden in den folgenden Jahr-

hundertern erweitert und ergänzt, bis etwa 100 n. Chr. Cho Chiu Kei, den die europäischen Forscher der geschichtlichen Medizin den chinesischen Hippokrates nennen, alles Wissen älterer Schulen zusammenfassend, die beiden bis auf die Gegenwart grundlegenden Werke der chinesischen Medizin schuf.

Im ersten der beiden Bücher Shokanron, das die fieberhaften Krankheiten umfaßt, wird die Lehre vom männlichen und weiblichen Prinzip auf die Pathologie des Fiebers übertragen. Yang ist ein nach außen getretenes, kräftig sich äußerndes Fieber; Yin ist ein zurückgetretenes, schleichend verlaufendes Fieber.

Wenn Cho Chiu Kei sämtliche Fieber durch einen Giftstoff entstehen läßt, so nähert er sich damit unserer heutigen, nach mancherlei Irrfahrten anerkannten Auffassung. Die Heilung erfolgt durch innere Verabreichung eines stärkeren Gegengiftes, das unterstützt wird durch Schwitzen, Abführen, Erbrechen, Schlafmachen.

Das zweite der Bücher „Kinki“ (der goldene Kasten) enthält die Lehre von den fieberlosen Krankheiten. Es bringt die Spuren einer Einteilung des menschlichen Körpers, spricht von Herz, Milz, Lunge, Nieren. Seine Heilvorschriften sind verhältnismäßig aufgeklärt. Besonders sieht es ab von jedem mystischen Verfahren, als da sind Beschwörungen, Besprechungen, Sympathie, und empfiehlt dagegen in erster Linie pflanzliche Heilmittel, besonders Ginseng, eine Karottenspezies, die eine Art Allheilmittel darstellt. Es kannte Aconit gegen Lähmungen, Moschus und Kampfer als Nervenmittel und vieles andere mehr.

Mit Cho Chiu Kei also etwa 100 Jahre n. Chr. ist der Höhepunkt der Medizin erreicht. Während in den folgenden Jahrhunderten die Leistungen und Bemühungen des großen

Dreigestirns der chinesischen Moralisten Laoze, Kongfuzi und Mengze — in Zeiten politischen Niederganges (um 500 v. Chr.) voll glühender Liebe zum eigenen Volk hervor- gebracht —, das chinesische Geistesleben, soweit es dem Begriffe „Zivilisation“ angehört, zu hoher und dauernder Blüte verhalfen, blieb die Heilkunde eine kümmerliche Pflanze, fast erstickt von Schlinggewächsen, fast überwuchert von Unkraut.

Nirgends zeigt sich der unheilvolle Einfluß einer kritik- losen Hinnahme der als goldene Weisheit von den Vätern überkommenen Wahrheiten so sehr, als in der Geschichte der chinesischen Medizin. Keiner wagte es, diese gleichsam heilig gehaltenen Meinungen nachzuprüfen. Sie gel- ten bis auf den heutigen Tag als absolute Axiome, an denen zu zweifeln Frevel wäre. Die ganze Tätigkeit der nachfahrenden Geschlechter bestand darin, sie mit wirren, phantastischen Vorstellungen und verwickelten spekulativen Ideen zu umranken.

Schriften entstanden genug, doch stand ihr Umfang nirgends im Verhältnis zum Inhalt.

Vor allem wurde die Lehre vom Puls ausgebildet. Aus dem Puls allein wußte und weiß der chinesische Heilkünstler Sitz und Art des Leidens zu ermitteln; nur die Ergebnisse der Zungenschau modifizieren die haar- spalterig scharf unterschiedenen Eindrücke des Pulses. Ge- rade weil der Chinese den Kreislauf des Blutes nicht kennt, muß ihn das geheimnisvolle Klopfen, das man an ver- schiedenen Stellen des Körpers fühlt, zu phantastischen Spekulationen anregen. Die richtige Beobachtung, daß sich bei Krankheiten die Art und Zahl des Pulses ändert, erweckte in den spekulativen Köpfen der Chinesen durch keine anatomische Anschauung in Schranken gehaltene Vorstellungen. Die verschiedenen Pulsarten stehen in

geheimnisvollem Zusammenhange mit den einzelnen Organen, mit anderen der linken Seite, mit anderen der rechts, wieder mit anderen der näher oder entfernter vom Handgelenk.

Abgesehen von Puls und Zunge müssen wenige Fragen und der Allgemeineindruck den Heilkünstler über die vorliegende Krankheit orientieren. Eine Krankheitsbeobachtung ist ihm unmöglich, da die Sitte nicht erlaubt, einen Kranken ohne besondere Aufforderung zum zweiten Male aufzusuchen. Bessert sich der Zustand nicht, so wird ein anderer Heilkünstler angegangen.

Seine anatomischen Vorstellungen, die ausschließlich auf der Einsichtnahme von Schlachtthieren beruhen, machen es ihm übrigens unmöglich, sich ein Bild der Krankheit zurecht zu legen. Nur Unklares ist ihm aus einer längst vergangenen Zeit überkommen, die in der Öffnung des toten Menschen noch keinen Frevel sah.

Nach den jetzt herrschenden religiösen Anschauungen ist ein ungestörtes Fortleben der Seele nach dem Tode an einen unversehrten Körper gebunden. Jegliche Art von Selbstkontrolle oder auch nur von Einsichtnahme in den Aufbau des Körpers ist dem Chinesen daher verwehrt.

Zwar läßt die chinesische Anatomie die Speiseröhre in den Magen münden, doch läuft die Luströhre durch die Lungen in das Herz. Drei Röhren, die aus dem Herzen kommen, verbinden es mit der Milz, mit den Nieren und der Leber. Der Mittelpunkt des Magens ist der Sitz des Atems, auch gilt der Magen als Spender der Freude. Im Magen und im Herzen hat all unser Sinnen und Trachten seinen Ursprung. In der Leber, die sieben Flügel hat, wohnt die Seele. Die Tätigkeit des Gehirns ist unbekannt. Die Gallenblase ist der Sitz des Mutes. So

könnte man die Aufzählung der konfuseu Vorstellungen noch beliebig vermehren. Ich muß dabei betonen, daß es sich nicht um das Volk, sondern um Ärzte handelt, deren einzige Beschäftigung die Durcharbeitung des gesunden und kranken Menschen ist.

Auch die gerichtliche Medizin kennt keine Leichenöffnung. An ihre Stelle setzt sie die Besichtigung des Toten und schließt aus einer großen Zahl von teils nicht ganz unrationellen, teils geradezu frevelhaft leichtsinnigen, verworrenen Untersuchungsverfahren mit einer unfehlbaren Sicherheit auf Art und Ursache des Todes.

Etwas reichlicher als die Mittel zur Krankheitserkennung sind die zur Krankheitsbehandlung. Zu großer Virtuosität brachte es der geschickte Heilkünstler besonders in drei physikalischen Heilmethoden, in der Akupunktur, der Moxenbehandlung und der Massage.

Zur Akupunktur bedient sich der Gewiegtere äußerst feiner, nur wenig über die Dicke eines Haares gehender, etwa fünf Zentimeter langer Nadeln mit einem zwei Zentimeter langen Metallgriff, die senkrecht unter langsamer Drehung bis zum Griff in den Körper eingestoßen werden. Andere dickere Instrumente, etwa von der Form unserer Stricknadeln, sind in Händen billigerer Professionisten. Nach einigen Prozeduren, leichter Vibration oder mehrfacher Erschütterung an dem Stiel wird die Nadel wieder entfernt.

Die Moxa besteht aus einem leicht verbrennbaren oder besser verglimmbaren Stoff pflanzlicher Herkunft, der in kleine Zylinder von etwa  $\frac{1}{2}$  Zentimeter Höhe und verschiedener Dicke gepreßt wird. Ein Häufchen dieser Zylinder wird an vorher sorgfältig bestimmten Stellen auf die Haut aufgesetzt und angezündet. Die vielfach nicht unangenehme, durch die verglimmende Moxa erzeugte Wärme kann sich

bis zu empfindlich brennender Hitze, ja bis zu schweren und tiefen Verbrennungen steigern. Die Moxenbehandlung spielt eine große Rolle bei den Chinesen. Wie es in Deutschland noch heute Gegenden gibt, in denen man fast keinen Menschen ohne die Narben des Baunscheidtismus findet, so pflegen die Körper der Chinesen von Moxennarben gekennzeichnet zu sein.

Die Punkte, an denen die Akupunktur oder Moxenbehandlung vorgenommen wird, werden mit vieler Kunst und mit Aufbietung eines nicht unbedeutenden Grades von Verschmittheit festgesetzt. Meist werden die Punkte durch Kurven und Linien zu einer Gruppe oder einer Konstellation vereinigt.

Zweckmäßig ist die chinesische Massage und Atemgymnastik; auch sie wird jedoch wieder durch geheimnisvolle Stellungstypen und sonstiges krauses Beiwerk zur Spezialität besonderer Ärzte und der Bonzen gemacht.

Auch die Heilkräuteranwendung kann nicht als durchaus unvernünftig bezeichnet werden; doch hat der Mangel jeglicher chemischer Kenntnisse nirgends zur Erkenntnis oder Darstellung des wesentlichen Prinzips geführt. Vielmehr im bunten Mischen wirksamer und unwirksamer Abkochungen, besonders von Knollen und Wurzeln, ferner Samen und Früchten zeigt sich der größte Meister. Neben der Mannigfaltigkeit der Grundsubstanzen spielt die Menge des Mittels eine gewaltige Rolle. Aufgüsse werden literweise verordnet, Pillen von Wallnußgröße sind beliebt.

Arzneimittel aus der anorganischen Chemie sind wenig in Gebrauch. Um so reichhaltiger dagegen ist der Arzneischatz, den das Tierreich liefert; und zwar zeigt der Chinese besonders wieder in der Auswahl dieser seine Vorliebe für gekünstelte, absonderliche, ja für den Geschmack des Europäers ekelhafte Mittel. Getrocknete Seidenwürmer,

Farben von Fliegen, gesalzene Skorpione, Tausendfüßler, Regenwürmer, Heuschrecken und Käfer mögen noch als erträglich gelten. Weniger schon muten Häute von Zikaden, Speichel von Kröten, getrocknete Schlangen, Schuppen des Schuppentieres an. Am widerlichsten dürfte der nicht selten verordnete Dünger von Ratten und Kaninchen, ein aus den seidenen Quasten abgetragener Mandarinenhüte gekochter Brei, ferner der auf den Köpfen gewisser erkrankter Schmetterlinge wuchernde Pilz sein.

Ob der Vorwurf des Kannibalismus, der den Chinesen einiger Gegenden besonders zuzeiten von Teuerung gemacht wird, berechtigt ist, wage ich nicht zu beurteilen. Zweifelsohne jedoch sind leicht und schwer erreichbare Bestandteile des menschlichen Körpers als Arznei in hohem Ansehen. Die, wenn ich nicht irre, vor etwa zwei Jahren berichtete Tat einer eben erwachsenen Tochter möge für diese eigentümliche Anschauung, wie für die zwingende Gewalt der Elternverehrung ein Beleg sein.

Einer schwer erkrankten chinesischen Mutter war als einzige Rettung die Abkochung einer frischen menschlichen Leber von ihrem Heilkünstler verordnet worden. In übermenschlicher, den Lehren des Kongfuzi entsprungener Elternverehrung beschloß die eben erwachsene Tochter, ihre eigene Leber zu opfern. Sie öffnete sich selbst den Bauch, schnitt eigenhändig ein Stück aus ihrer Leber heraus und widmete es dem Heile der Mutter. Chinesische Heilkünstler bestreuten die Wunde mit frischer Asche und legten Verbände an. Der aufopfernden Pflege europäischer Ärzte gelang es, das kühne Mädchen zu retten.

Neben soviel Torheit kann mit der chinesischen Medizin nicht versöhnen, daß ihr eine Art der Impfung — bezeichnenderweise durch Einführung von echten menschlichen Pockenborsten in die Nase — geläufig ist, daß sie eine

Betäubung mittels berauscher Getränke und hin und wieder auch eine nicht unrationelle Wundbehandlung kennt.

Unter den Vertretern solcher absurden, oft krankhaft bizarren Disziplin bitte ich nun, sich nicht Ärzte wie die uns gewohnten vorzustellen. Ein großer Teil der chinesischen Heilkünstler dürfte die ärgsten Quacksalber oder Haarbeschauer Deutschlands noch in den Schatten stellen. Weder eine Spezialausbildung, noch ein Befähigungsnachweis wird von ihnen verlangt. Meist lernen sie nur von einem Meister mit großem Zulauf einige Technizismen und die Methode, wie die Menge sich am besten täuschen und schröpfen läßt. Andere schöpfen ihre ganze Weisheit aus medizinischen Büchern, oder verlassen die Arzneitöpfe und Pillenmaschinen, denen sie bis dahin dienten, um sich als Vertreter einer der ärztlichen elf Spezialwissenschaften zu etablieren.

Die Spezialitäten, mit deren Aufzählung ich Sie nicht ermüden will, werden streng umgrenzt. Davon möge Sie das Erlebnis eines Kriegsmannes überzeugen. Ich darf vorher schicken, daß der Arzt, der das Innere kuriert, Keiko, der das Äußere besorgt, Weiko genannt wird. Dieser Krieger wurde von einem Pfeile getroffen, dessen Ende noch fingerlang aus dem Körper hervorragte. Es war nur ein Weiko zur Stelle, der hergerufen, flugs mit einer Schere den aus dem Körper hervorragenden Teil des Pfeiles abschnitt. Als der Soldat unwillig die Entfernung des im Körper steckenden Pfeilendes verlangte, bekam er die Antwort: Das gehört nicht in mein Fach, dafür mußt du einen Keiko holen.

Die Bornehmsten der Zunft halten, wie es bei uns Sitte ist, vormittags zunächst zu Hause ihre Sprechstunde ab und erledigen gegen Mittag ihre Besuche, überall von

den Familienangehörigen mit tiefen Bücklingen empfangen.

Um richtig zu erkennen und aus dem reichen Schatz des in der Magengrube verborgenen Wissens das beste Heilmittel zu schöpfen, bedarf der Heilkünstler vor allem der inneren Harmonie. Nun ist die innere Harmonie in hohem Grade von dem Sättigungszustand ihres Trägers abhängig. Den Arzt durch reichliche Darbietung von Speise und Trank harmonisch gestimmt zu machen, ist daher die erste Aufgabe jener, die ihn gerufen haben; erst wenn er genug gegessen und getrunken hat, wird er zum Kranken geführt. Er tastet den Puls, stellt zwei, drei Fragen, sieht die Zunge an. Dann verfällt er, mit hohem Ernst und geschlossenen Augen ganz in sich gefehrt, in ein tiefes Brüten. Es ist, als ob er der Krankheit bis in die verborgensten Schlupfwinkel nachspüre.

Während dann diese höher stehende Klasse mit Pinsel und Tusche ein langes, für die Apotheke bestimmtes Rezept zu malen pflegt, verkauft eine minderwertigere Sorte, an kleinen Tischen am Straßenrande haltend, die allein Heilung spendenden Mittel selbst. Reklamereiche, Krankheitszustände darstellende, von unserer Sittenpolizei wohl nicht immer geduldete Schilder lenken die Aufmerksamkeit der Passanten auf die hier für meist wenig Geld zu erwerbende sichere Heilung.

Noch niedriger stehen die nach Art des bei uns bekannten billigen Jakob vorgehenden Heilkünstler. Sie preisen mit lauter Stimme, mit Wizen und Scherzen, oft umstanden von einer Schar stets schwaklustiger Chinesen, ihr einziges Mittel als Panazee an. Andere wieder lassen den Katsuchenden aus einer Büchse Stäbchen ziehen und geben so dem Zufall oder der Einsicht der Götter anheim, welches Arzneimittel nach den Aufzeichnungen des

gezogenen Stäbchens für ihn Genesung oder Linderung der Pein bringt.

Auch direkte Nasführung des gläubigen Publikums ist nicht ungewöhnlich. Mit den verschiedensten Zangen, ausgewählt aus dem mittelalterlichen Armentarium seines viereckigen Tischchens, zaubert der Zahnarzt am Straßenrande unter großem Geschrei und viel bewundert von der neugierigen Menge dem geduldigen Kranken kleine Würmchen, vorher sorglich aus Mehl bereitet und verborgen gehalten, aus dem hohlen Zahn. Ein hoher Berg von ausgezogenen Zähnen aufgehäuft neben den rost- und schmutzreichen, kühngeformten Instrumenten, oder auch eine Kette von solchen Zähnen, freimütig um den schweiß- und staubbedeckten Hals des fortwährend seine Kunst anpreisenden Popsträgers zur Schau getragen, zeigt die lange Praxis und die große Übung des Künstlers an.

Konservierende Zahntechnik ist den Chinesen unbekannt.

Auch die Kunst der Bonzen hält sich von der Ausübung der Heilkunde nicht fern. An ihren Wallfahrtsorten pflegen Verfahren ähnlich der geschilderten Stäbchenmethode oder auch die Berührung des Körperteiles eines Gößen, der dem erkrankten des Pilgers entspricht, Heilung zu bringen. Geldgeschenke und duftende Räucherkerzen haben vorher die Aufmerksamkeit des Gottes erregt.

Daß bei solchem Wissen und Können der dazu berufenste Vertreter von Hygiene und vorsorglicher Krankheitsvermeidung im Volke nicht die Rede sein kann, wird begreiflich erscheinen.

Zur Schilderung all des Schmutzes und all der Torheit im Leben des niederen Chinesenvolkes würden Stunden nicht reichen. Nur wenige Züge mögen Ihnen das verdeutlichen.

Nicht hygienische Grundsätze sind für den Ort der Anlage eines Hauses, einer Stadt oder eines Begräbnisplatzes maßgebend, sondern Fung Schui, ein geheimnisvoller Begriff, etwa mit Ortswitterung zu übersetzen, von Taoistenpriestern für klingenden Lohn nach mystischen Grundsätzen und Laune ausgeübt. Die Häuser entbehren vielfach des Lichtes, sind schmutzig, übermäßig mit Menschen belegt und bergen oft durch Wochen die Leichen Verstorbener, bis der Taoistenpriester Beisetzungszeit und Ort nach der Konstellation der Sterne nach Berg und Wind und Quelle festgesetzt hat. Menschen und Vieh teilen einen Raum. Mir war bei einer langen Reise durch Chinas Norden die hungrige Schar blutgieriger Wanzen, die jede Nacht auf dem vor meinen Augen vom vorsorglichen Wirt abgestäubten Kang über mich herfiel, am unangenehmsten.

Daß auch die Sitte der niedrigstehenden Chinesen, stets ein Kleid über dem anderen anzuziehen und die Kleider bis zum völligen Zerfall in Lumpen zu tragen, allerlei menschlichen Parasiten willkommene Brut- und Wohnstätten schafft, brauche ich nicht zu betonen, zumal da der Chinese besonders im Norden und im Winter den äußerlichen Gebrauch des Wassers und der Seife nicht liebt. — Ich habe auf einer dreiwöchigen Wüstenreise nicht ein einziges Mal gesehen, daß einer unserer beiden Begleiter, ein Lama und ein Kameltreiber, sich wusch. Dagegen war ihnen unser Blechwaschgeschirr, das mir und meinem Reisegegnossen diente, ein stets mit Sehnsucht zur Bereitung ihres Ziegeltees herbeigesehnter Behälter.

Bezeichnender noch ist die Unterredung eines Deutschen mit einem Tibeter, der ganz besonders schmutzig aussah. „Wie lange hast du dich denn nicht gewaschen?“ wird der Tibeter gefragt. „Ich weiß es nicht genau, Herr, es

können drei Jahre sein.“ — „Ich will dir einen Vorschlag machen, du gehst dich waschen, kommst zurück und zeigst dich mir, wenn du rein bist; und dann bekommst du zwei Anna.“ Das lockte den Tibeter wohl, aber er hatte doch Bedenken. „Ich darf ja nicht, Herr, denn ich habe Trauer, da muß mir erst mein Priester die Erlaubnis geben.“ „Dann mußt du ihn fragen; wo wohnt denn dein Lama?“ „Drei Tagereisen sind es von hier.“ „Dann kannst du immerhin einmal hinpilgern und ihn fragen, bedenke doch, daß du zwei Anna bekommen sollst. (Zwei Anna sind etwa dreißig Pfennig.) Zeit hast du gewiß genug.“ Er wallfahrtete hin, bekam die Erlaubnis, wusch sich und erwarb den verdienten Lohn. Erwähnen muß ich übrigens, daß weder der Tibeter noch der Mongole, von denen ich eben sprach, streng genommen zu den Chinesen gehört; doch was die Reinlichkeit angeht, unterscheidet er sich nicht wesentlich von ihm.

Die chinesischen Speisen entbehren oft nicht einer gewissen Würze. Viele Europäer schätzen sie sehr. Als ich jedoch einmal sah, wie ein Koch, der mit seinen Händen Bissen formte und sie mit in schmutzigem Wasser gespülten Blättern umgab, zwischen der Erledigung je einer Formung unbeirrt durch unser aufmerksames Zusehen die Finger zur Reinigung der durchaus nicht einladend aussehenden Nase gebrauchte, verging mir der Mut.

Pestilenzialische Gerüche, wüster Lärm, unerträgliches Quietschen der ungeschmierten einrädriigen Karren, Schreien der Verkäufer sind das Charakteristikum der chinesischen Straße. Allem Unrat ist die Straße die Abwurfstelle. Für tote Tiere, Speisereste, Auswurfstoffe von Tier und Mensch, daneben Pfützen und Lumpen, für alles sind die belebten Straßen der Sammelplatz. Was der barmherzige Regen nicht wegschwemmt, bleibt bis zum völligen Zerfall

liegen. Neben der Einmündung der Kinnsale aus diesen Straßen und Gassen wäscht die Chinesin die spärliche Wäsche, schöpft sie ihr Trinkwasser, das — China zum Heile — fast ausschließlich gekocht als Tee genossen wird.

Menschlicher und tierischer Dünger genießt eine hohe Wertschätzung bei dem ackerbauliebenden Volke. Nur zu leicht werden die stets offenen, höchst primitiven Brunnen- einrichtungen verunreinigt. Die Kopfdüngung der Gemüse richtet durch Übertragung von Krankheitskeimen ungeheuren Schaden an.

Schweißtücher, in heißes Wasser getaucht, gehen in den öffentlichen Lokalen und Singspielhallen Chinas im heißen Süden stets, im kälteren Norden nur im Sommer, von Stirn zu Stirn und mögen, nur flüchtig gereinigt, Keime übertragen, für deren Abtötung die Hitze des Wassers nicht langte.

Der Gleichmut des Chinesen läßt Geschwülste und geschwürige Leiden oft bis zu einem für europäische Zwecke unerhörten Grade vorschreiten. In einigen Lichtbildern hoffe ich Ihnen nachher davon Beweise erbringen zu können.

Schwer Augenranke und Erblindete sind auf allen Straßen zu sehen, die Lepra zeigt häufig ihr widerlich trauriges Gesicht. Die entsetzlichsten Bilder der Vernachlässigung sah ich auf dem steinigen Stufenwege, der vor den Toren Tsinanfus hoch hinauf zu einem Taoistenkloster auf dem Berge Sensufchan führt. Grauenhafte Gestalten, mit wenigen Lumpen bekleidet, mit Dreck und Borsten bedeckt, mit stets einförmigem Schreien jeden Passanten anflehend und verwünschend den, der seine Hand nicht aufhut, hockten alle vierzig bis fünfzig Stufen am Wege. Sich ruckweise vornüberbeugend, schlugen sie immer und immer wieder ihre wundete Stirn auf kleine Häufchen von

Steinen auf, so daß zu dem angetrockneten mißfarbigen Blut im Gesicht und auf der unbekleideten Brust stets einige neue, frisch gefärbte Blutstropfen sich mengten.

Andere an Entwürdigung den eben geschilderten Bettlern nicht nachstehende Bilder bergen die Opiumhöhlen. Sie wissen, daß die chinesische Regierung diesem Laster zu steuern sucht. Noch 1900 wurden dreitausend Tonnen Opium verbraucht, eine Menge, die, auf einmal dem Körper einverleibt, imstande wäre, sämtliche Einwohner Deutschlands hundertfünfundfünfzigmal, also ein Jahr lang jeden dritten Tag, zu vergiften, wenn ich die tödliche Opiumdosis mit 0,3 Gramm und die Einwohnerzahl Deutschlands mit fünfundsechzig Millionen Menschen annehme.

Die Fußverstümmelung der Töchter des Landes, vielleicht zunächst ein törichtes Symbol des Erhabenseins über die Notwendigkeit der Arbeit, ist in vielen Gegenden Chinas eine noch jetzt mit Zähigkeit durchgeführte Sitte. Es gibt nichts Traurigeres zu sehen als ein altes Mütterchen, das auf den zu Stelzen gewordenen Beinen mühsam den langen Weg zur Heimat dahinkriecht, um nahe dem Geburtsort zu sterben und so die Kosten für ihre Leichenbeförderung ihren Kindern zu ersparen.

Von der Vernichtung der Krankheitskeime hat der Chinese keine Ahnung. Zur Vermeidung von Krankheiten sind ihm andere, zwar weniger wirksame, aber dafür um so originellere Mittel geläufig.

Es ist bekannt, daß der Chinese, wenn Bitten nicht fruchten, seinen Göttern droht, ja daß er diese Drohungen zur Tat umzusetzen weiß, sie einfach durch Sperrung der Tempel boykottierend. Es darf daher nicht wundernehmen, daß er es gelegentlich liebt, seine Götter zu überlisten. Auf die Torheit der Götter rechnet ein

Verfahren, nach dessen Schema die Krankheitsvermeidung in Jünnan versucht wurde: Kinder pflegen in Kang, dem chinesischen Bett, an der Wandseite zu schlafen. Zur Zeit einer Windpockenepidemie nun riet man, die Kinder an der freien Seite unterzubringen, damit der Pockengott, die List nicht ahnend, mit seinem Krankheitsfamen in dunkler Nacht sein Ziel verfehle.

Daß diese Mittel nicht gerade geeignet sind, Epidemien einzudämmen, wird einer Beweisführung nicht bedürfen. Ich will Sie nicht mit der Schilderung der Seuchenzüge durch das Land der achtzehn Provinzen behelligen, nur einzelne Bemerkungen seien mir zur Charakteristik gestattet.

Auf der breiten Hochebene, welche die große nordwestliche Lücke in der Umwallung Hochasiens zwischen der Tianschanfette und dem Altai einnimmt, liegt der Tarbagatei, das Murmeltiergebirge, eine Bergmasse von der Länge und Höhe der Pyrenäen. Auf ungeheure Steppen und Ebenen blickt es nach Westen und Osten herab, nach Westen die Kirgisensteppe, nach Osten das Shamo, das Sandmeer, uns unter dem Namen „Wüste Gobi“ bekannt. Jene großen eintönigen Strecken ohne Gebirge und Tal, ohne Wald und Wiese, ohne Sumpf und Heide, sind es, in welchen nur nackte Hügelrücken und seichte Salzseen mit der Sand- und Geröllebene wechseln, spärliche Sträucher den höchsten Rang unter den Gewächsen einnehmen und unterirdische Tiere ihr heimliches Dasein führen. Auf den Hochebenen der Gobi, wie auf den schneebedeckten Höhen des Murmeltiergebirges hausen unzählige Herden der friedlichen Murmeltiere, die dem Bergstock den Namen gaben. Das harmlose Geschlecht dieser Mager, von spärlichen Kräutern und Gräsern sich nährend, vor Tieren und Menschen scheu, lebt gesellig in Höhlen, wie

unser Alpenmurmeltier. Unweit des Höhleneingangs hockt es auf der Suche nach Kräutern. Wittert es eine Gefahr, so bringen plumpe, eigentümlich possierlich aussehende Sprünge es zum Höhleneingang. Dort hält es hockend Umschau und verschwindet schnell im schützenden Höhleneingang, wenn die Besorgnis ihm berechtigt scheint. Noch lange zeigt es im Höhleneingang den kleinen Kopf, mit den großen klaren Augen neugierig den sich nähernden Menschen betrachtend, blitzschnell verschwindend, wenn er allzu nahe kommt, und bald wieder erscheinend, wenn es die Gefahr geschwunden glaubt.

Der Tarbagan, so nennen die Mongolen das Murmeltier, beginnt seinen Winterschlaf Ende September und erwacht Ende März, wenn die Gebirgsabhänge und die Steppen sich mit spärlichem Grün bedecken. Kaum ist er erwacht und öffnet die wohlverschlossene Höhle, so nahen sich seine Feinde: der Steppenwolf, der Murmeltieradler, der daurische Iltis, der weißklauige Bär und vor allem der pelz- und fleischlüsterne Mensch.

Diesen friedlich lebenden, aller Verteidigungsmittel baren Nagern nun wohnt die Fähigkeit einer entsetzlichen Rache inne. Von Zeit zu Zeit tritt unter ihnen eine Seuche auf. Sie rafft ganze Herden dahin und furchtbar wird sie ihren Feinden. Menschen, die den kranken Tarbagan ergreifen oder verzehren, bezahlen es mit dem Leben. Nicht der Jäger allein, die Verwandten, die ihn pflegen, die Freunde, die ihn besuchen, alle folgen ihm im Tode. Genesung ist selten. Sie selbst, ihre Kleider, ihre Geräte, ihre Leichen sind höchst ansteckend.

Auch die Ratte, die den toten Tarbagan oder die Menschenleichen benagt, hat ihr Leben verwirkt, nicht ohne vorher ihre Stammesgenossen angesteckt zu haben. Die Menschen fliehen aus den ergriffenen Siedlungen

und verbreiten die Seuche. Die Ratten wagen sich taumelnd auch am Tage in die Wohnungen und Dörfer, wo ihnen das Ende, wenn nicht von der Krankheit, dann von der Hand des Menschen droht.

Der Rattenfloh, der den erkaltenden Rattenkadaver verläßt, findet als nächste, nur ungern und vorübergehend, aber notgedrungen aufgesuchte Nahrungsquelle den Menschen, und überträgt auf ihn die furchtbare Seuche.

Es sind die Wege der Pest, die ich Ihnen eben zu schildern versuchte. Die letzten Jahre deckten uns endlich ihre geheimnisvollen Pfade auf. In den Murmeltierherden des mittleren Asiens scheint sie ihren dauernden Herd zu haben, den einen — den anderen wissen wir, wie Ihnen bekannt sein wird, im Hinterland von Deutsch-Ostafrika. — Von den chinesischen Gebirgen und Steppen aus zieht die Pest in die unbewehrte Nachbarschaft, stets auch uns Europäer mit ihrer furchtbaren Geißel bedrohend. China ist nächst Indien für sie das bevorzugte Land. In Sünnan fand sie eine dauernde Stätte. Die meisten großen Orte Südchinas besucht sie Jahr für Jahr, mit einer Mortalität von bis 92 %, bald mehr, bald weniger Opfer fordernd.

Ähnlich, doch auf anderen Wegen herrscht die Cholera. Typhus und Ruhr sind durch ganz China verbreitet, mehr den Europäern als den Chinesen bedrohlich. Flecktyphus und Pocken umgekehrt sind die Geißel der Chinesen. Malaria herrscht in großen südlichen Gebieten. Mit der Schar der leichten Darmkrankheiten zahlt jeder Europäer, der das Land der aufgehenden Sonne besucht, ihm seinen Tribut. Von den zahllosen Augenkrankheiten, für deren Übertragung die in China besonders zudringliche Schar der Fliegen einen Teil der Verantwortung trägt, sowie von der Lepra sprach ich schon. Weitere Namen

will ich Ihnen nicht nennen. Sie werden mit mir den Einspruch teilen, daß das Land der Chinesen das eigentliche Land der endemischen und epidemischen Seuchen genannt werden muß.

Eure Excellenzen, meine Damen und Herren! Vor unserm geistigen Auge liegt ein ungeheures, unermesslich reiches Land mit an fünfhundert Millionen von überaus fleißigen und sparsamen, außerordentlich genügsamen und bedürfnislosen, hochgradig intelligenten und dabei geduldigen und zufriedenen Bewohnern. Ein starres unerschütterliches System hat diesen Riesen für Jahrhunderte abgesperrt von der übrigen Welt, in tiefen Schlaf versenkt. Wir sehen, wie er sich weckt, wie er aufwacht, wie er erkennt, daß das, was er verachtete, besser ist als sein Eigentum, worauf mit düntelhafter Selbstüberschätzung sich stützend, er alles Fremde als barbarisch ablehnte. Wir sehen, wie er getrieben wird in neue Bahnen, wie ungestüm das Volk nach westlicher Wissenschaft verlangt und von ihr das Heil erwartet. Er weiß sich nicht zu helfen, es fehlt ihm an Lehrkräften, an allem.

Da ruft er nach hartem Kampfe mit sich selbst westliche Lehrmeister ins Land, mehr sein Sehnen ahnend, als offen aussprechend. Er ruft die Engländer, die Amerikaner, die Franzosen, auch die Japaner, am meisten aber uns Deutsche, von denen er Landwerb auch im Innersten seines Herzens nicht mehr fürchtet, seitdem er uns im ruhigen Pachtbesitz Tsingtaus weiß.

Und wie haben die Franzosen geantwortet? Frankreich hat die seinem Kolonialbesitz benachbarten chinesischen Gebiete mit französischen Ärzten gespickt. Es hat an der Grenze eine Hochschule errichtet und französischer Wissenschaft eine feste und dauernde Stätte im südlichen China geschaffen.

England setzt seinen gut dotierten Spitälern und Heilgehilfenschulen, die überall im Lande verbreitet sind, die Krone auf durch Gründung einer medizinischen Hochschule in Hongkong. Von den zwei Millionen Dollars, die Sir Robert Hart als Grundstock für diese Schule betrachtet, liegt der größte Teil schon vor. Reiche chinesische Kaufleute haben die ganze innere Einrichtung der Kliniken geschenkt.

Amerika unterrichtet im Lande wo es kann. Der praktische Sinn des Amerikaners legt besonderen Wert auf technische Schulen, nicht minderen aber auf medizinische Mittelschulen. Im eigenen Hinterlande unseres schönen Tsingtau, in Tsinanfu, hat es außer in anderen Städten ein Medical College errichtet und hat als Lehrer der Chirurgie — einen Deutschen angestellt.

England und Amerika zusammen gründeten das große Union College in Peking, ein Institut, das auch europäischen Hauptstädten Ehre machen würde.

Am geringsten sind noch die Erfolge der Japaner. Der Chineser liebt sie nicht und traut ihnen nicht. Doch der unterwürfige Sohn Nippons naht sich immer wieder mit Anträgen und Bitten, und schon winkt ihm hier und da der Lohn. Mehr hat er durch Erziehung chinesischer Studenten im eigenen Lande erreicht.

Bei den Leistungen unseres Vaterlandes bitte ich Sie, mit mir einen Augenblick länger zu verweilen. Würde ich sie kurzweilig schildern, wie die der anderen Länder, dann bedürfte es nur weniger Worte.

Im Süden bilden die Brüder der rheinischen Missionsgesellschaft in ihrem Lungtuner Hospital (nahe bei Canton) eine kleine Schar — im Jahre 1908 waren es sieben — von Zöglingen heran. 5625 kranken Chinesen spendeten sie im selben Jahr poliklinische und 646 klinische Hilfe.

Die Kosten tragen die Missionsgesellschaft, reiche chinesische Kaufleute und die Europäer der Fremdenniederlassungen.

In Chung King am Yangtse-Oberlauf wirkt ein deutscher Stabsarzt, den Namen der deutschen Medizin in Szechuan zu hohen Ehren bringend.

In Tsinanfu, der Hauptstadt Schantung, spendet ein deutscher Marinestabsarzt den kranken Chinesen Hilfe und Trost. Der Glanz europäischen Wissens berief ihn dort hin, als sich eben die Tore fremden Kaufleuten geöffnet hatten. Vielen von Ihnen wird die Berufung bekannt sein: Als Excellenz Truppel sich im Jahre 1904 mit seinem Gouvernementsarzt, dem Marinegeneralarzt König, zu einem Besuch beim Gouverneur von Schantung, Tschoufou, befand, klagte ihm dieser über das abnehmende Licht der Augen. Seine Ärzte hätten ihm eine Operation angeraten, die vielleicht die Sehkraft bessern würde. Das Anerbieten, ihm einen Marinearzt, dessen Spezialgebiet die Augenkrankheiten seien, zu schicken, nahm er nach einigem Sträuben unter Hinweis auf die Tüchtigkeit seiner Ärzte an; der Marinearzt kam und fand eine Alterssichtigkeit, die mit Gläsern zu bessern ihm leicht gelang. Es klingt fast wie ein Märchen, daß der Arzt sich dann als Lohn ausbat, im tiefen Binnenland, weitab von jeder europäischen Kultur\*), als erster deutscher Pionier kranke Chinesen heilen zu dürfen.

Von Mißverständnissen und Anfeindungen, von Indolenz und chinesischer Halbheit wissen die Berichte des Marinearztes manches zu erzählen. Indes die Stellung des einsamen Vorkämpfers auf dem weit vorgeschobenen Außenposten gewann von Jahr zu Jahr. Hohen chinesischen Beamten war zunächst die Anrufung des europäischen

---

\*) Inzwischen ist Tsinanfu durch die Schantungbahn erschlossen und europäischer Kultur nähergerückt.

Arztes ein im Familienrat mit banger Sorge besprochener und schließlich nach wiederholten Beratungen beschlossener Schritt. Der Krankenbesuch des Arztes in ihrem Hause war chinesischen Familien ein in hohem Grade peinliches Ereignis. Langsam, aber stetig wuchs der Einfluß des Marinearztes. Ein äußeres, allen sichtbares Zeichen für den Umschwung der Stimmung war die Ende 1908 vorgenommene feierliche Überreichung von Ehrentafeln von seiten dankbarer Patienten und sonstiger Freunde, ein Ereignis, das schon für einen Chinesen, weit mehr noch für einen Europäer hohe Anerkennung bedeutet. Die Inschriften besagen im übertreibenden Blumenstil Chinas, „die Geschicklichkeit des Arztes rettet ein Menschenleben“ und „seine Hand bringt den Frühling zurück“.

Es wird mir schwer, mich von diesem erhebenden Kapitel selbstlosen Wirkens zu trennen, doch das Ende der mir gesetzten Zeit verbietet mir länger zu verweilen.

In Tsinanfu liegt eine sich historisch entwickelnde, durch innere Notwendigkeit sich mit langsamer Beständigkeit ausdehnende, ausschließlich der Behandlung dienende Einrichtung vor.

Im nahen Yentschoufu dienen von Marineärzten ausgebildete Heilgehilfen unter Leitung eines Paters den Leiden armer Chinesen.

Die erste vom hohen Gesichtspunkte des Herausragens deutscher Gedanken in die weite Welt gegründete Anstalt ist die deutsch-chinesische Medizinschule in Schanghai. Ihre weitblickenden Vorkämpfer weilen nicht mehr unter uns und sehen nicht mehr die Früchte, die ihre Mühen tragen. Zuerst riß der mörderische Typhus den Professor Paulun von uns, gerade als er nach wohlverdienter Erholung und umsichtiger Aneignung der Fort-

Schritte der Chirurgie in Deutschland mit neuer Tatkraft sein mühseliges Werk wieder beginnen wollte. Die Energie, mit der die verewigte Exzellenz Althoff und der ihm vor wenigen Wochen im Tode gefolgte Generalkonsul Dr. Knappe für die von ihnen in allen ihren Konsequenzen gewürdigte Medizinschule wirkten, ist noch uns allen im frischen Gedächtnis.

Indes was sie geschaffen, keimt und gedeiht. Im Juli 1909 konnte bei Gelegenheit der Schlußfeier des zweiten Schuljahres fünf Studenten des Vorlinikums das Reisezeugnis für das Klinikum gegeben werden. Zu Beginn des Schuljahres 1908/09 waren im ganzen 132 Schüler angemeldet. Die opferwillige Beteiligung weiter Kreise inner- und außerhalb des deutschen Vaterlandes mit Wort und Tat hat vielversprechende Erfolge gezeitigt.

Nur einer Bedingung wird die Schule nicht voll gerecht. Großstädte wirken auch in China ablenkend von ernster Arbeit, und auch für China gilt der Satz, daß die Höhe der Kultur sich nicht in gleicher Richtung mit dem Anwachsen der Volksmenge in den Städten bewegt. Die Schule arbeitet in Schanghai, jener unermesslichen Hafen- und Handelsstadt, die ihr charakteristisches Gepräge durch die eigentümliche, zwar internationale, doch vorwiegend angelsächsisch gefärbte Kultur bekommt, wie sie bei großen Hafenstädten so oft beobachtet wird. Schlechter gelingt es im Getriebe der Großstadt, erst recht bei dem stets zum Realen und Vergnügen geneigten Chinesen, ihn zum Jünger deutscher Wissenschaft zu erziehen, zum Pionier deutscher Kultur zu begeistern. Auch in Deutschland wurden die größten Gedanken in den kleinen Stätten der Wissenschaft gedacht. Doch die Anstalt wird die deutschen Kultur-tropfen Schanghais um wenn auch weniger reichliche, jedoch um so heller glänzende Perlen vermehren.

Die Augen der Provinz Schantung, der Provinz der Gelehrten und der Schulen, die Augen ganz Nordchinas mit der Hauptstadt Peking, ja sämtlicher achtzehn Provinzen des Reiches der Mitte sind auf Tjingtau, das Einbruchstor der deutschen Kultur, gerichtet. Aus öden Felsen mit armseligen Fischerdörfern entstand in wenigen Jahren die schönste Stadt der ostchinesischen Küste, in der der Handel blüht, in der dank der Opferwilligkeit der Deutschen und dem Entgegenkommen der chinesischen Regierung eine Hochschule, ein Muster für alle anderen Hochschulen im Reiche der Mitte, das Licht der Welt erblickte. Schon streuen deutsche Lehrer in der rechtswissenschaftlich-staatswissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen, technischen und land- und forstwissenschaftlichen Fakultät deutschen Samen unter die chinesischen Schüler. Doch die medizinische Fakultät, die, wie ich oben zu zeigen versuchte, überall auf Lücken trifft, deren Lehren überall Neuland sind, steht noch aus. Ihre Errichtung ist der Zukunft vorbehalten.

Wie gerade sie einschneidend auf die Gesinnung des Volkes wirkt, haben die Engländer klug erkannt. Sie gründen, uns den Rang ablaufend, mit schnellem Eifer und reichen Mitteln in Hongkong die erwähnte Medizinschule. Gerade Tjingtau, das mit seiner hochgetriebenen Hygiene, mit seinen vorzüglichen Straßen, mit seiner Wasserleitung und Abwässerbeseitigung dem jeder Hygiene ungewohnten, doch für alles Praktische empfänglichen Chinesen, der es einmal kennen lernte, ein nie vergessenes Beispiel ist, bietet alle Vorbedingungen für ein ersprießliches Medizinstudium. Gerade Tjingtau, in dem jeder Stein, jedes Haus, jede Anlage und nicht zum mindesten die Verwaltung deutschen Geist, deutsche Gründlichkeit und deutsche Vorsorge atmet, in dessen Straßen, wenn man von der Chinesenstadt abieht, nicht häufiger fremde Idiome an

das Ohr des Passanten klingen, als in den Straßen und Museen Berlins, wird der Inbegriff jeder Anschauung westlicher Kultur für den Chinesen werden, der seine Lehrjahre dort zubringt. Darum wird jene Gefahr, auf die Dr. Rohrbach in seinem Vortrage am letzten Sonntag hinwies, daß China drohe Appendix angelsächsischer Kultur zu werden, durch nichts mehr bekämpft als durch schnelles und zielbewußtes Vorgehen. Zwar ob wir auf sofortige Vergeltung durch kommerzielle Vorteile rechnen können, für die Dr. Rohrbach so schöne Beweise aus Beirut anführte, das ist eine Frage, die zu bejahen vermessen wäre. Aber im Völkerleben wurde noch stets die Hilfe des einen durch Gegenleistungen des anderen belohnt. Und weiter, wenn wir ehrlich sein wollen, kommen die Europäer in China uns nicht auch heute noch vor, als säßen sie am Ufer eines unendlich großen, zwar ruhigen, aber heimtückischen Sees, dessen Brodeln und Wallen sie zwar hören und sehen, ohne sich aber Rechenschaft geben zu können, was die Blasen bedeuten, die in ihrer nächsten Nähe aufsteigen? Darum heißt es, sicheren Boden gewinnen, dem Deutschland treu ergebene Männer und Beamte, besonders auch Medizinalbeamte heranziehen!

Die Erziehung vollwertiger Ärzte, aus denen sich auch die Medizinalbeamten ergänzen können, wird Sache der medizinischen Fakultät sein. Aber es gehen Jahre ins Land, bis deren Ausbildung vollendet ist und Früchte trägt. Doch Eile tut not, deutsche Gedanken ins Volk zu tragen.

Die weiteren Schichten des Volkes zu gewinnen, dazu trägt nichts so bei, als die liebevolle und erfolgreiche Behandlung seiner Leiden. Wer durch deutsche Hilfe Genesung gefunden, der wird zum Verbreiter einer Gesinnung, die deutschen Dingen die denkbar größte Sym-

pathie entgegenbringt. Doch was vermögen die zwei Chinesen-Polikliniken Tjingtaus gegen die fünfunddreißig Millionen Bewohner Schantung! Drum gilt es auf indirektem Wege zu arbeiten. Wer in deutscher Kultur deutsche Wissenschaft gelernt, der schafft Verbreiter deutscher Gesinnung. Also Heranbildung von Heilgehilfen, die den Samen hygienischen Denkens austreuen, das ist unser erstes, schnell zu ergreifendes Ziel. Diese Aufgabe hat sich das Faber-Hospital des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins gestellt. Mit geringen Mitteln läßt sich's erreichen. Der Unterhalt zweier Schwestern, ein Unterkunftshaus für die Schüler ist das erste Bedürfnis.

Wohl wies schon mein Herr Vorredner darauf hin, daß unser in der Heimat Arbeit genug harret. Aber der große Trieb, jedem ins Herz gepflanzt, gebietet eigene Art zu verbreiten, für eigene Überzeugung, eigene Gedankengänge neuen Boden zu gewinnen. Er gebietet es jedem einzelnen, erst recht einem großen, tatkräftigen Volke. Und was bedeutet die Zahl der Deutschen in der Menschenzahl der Erde? Zählen wir alle menschlichen Bewohner der Erde zusammen, so nennen wir 3 % Deutsche, ein geringer Bruchteil der Zahl nach. Bei der Verteilung der Erde erwachten wir zu spät; nur Brocken fielen uns zu, schönere zwar, als wir anfangs glaubten, aber geringe nur. Ob ihre Bewohner bildungsfähig sind in ernstlicher Kultur, steht noch dahin. Drum, sorgen wir nicht für Ableger unserer Kultur, so wird trotz unserer Militärmacht und Marine die Welt über deutsches Fühlen und deutsches Denken zur Tagesordnung übergehen und eines Tages, wenn wir erwachen aus tiefer Lethargie, werden wir erkennen, daß uns die Welt vergaß, uns, die wir ihre Führer hätten sein können.

Eure Exzellenzen, meine Damen und Herren! Wenn mir zu zeigen gelang, wie nötig die Tat, wie fruchtbar das Feld ist, auf dem wir arbeiten wollen, wie zahlreich das Unkraut, das des Säens harret, wie groß die Gefahr, daß wir im Wettkampf der Völker die Zeit ver säumen, dann ist mein Zweck erreicht. Ich möchte, daß unsere Gesinnung in diesen Dingen die Ihre wird, daß Sie einsehen und vertreten, welche Werte, wenn die Tat nicht schnell folgt, für immer unwiederbringlich dahin sinken. Sollte sich einer zu materiellen Opfern, die diesem Zwecke dienen sollen, veranlaßt sehen, so wird Herr Thieme\*) sich freuen, eine Notiz darüber zu erhalten. Doch die Eroberung Ihrer Gesinnung, das war meine erste Absicht.

---

\*) Schatzmeister des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins Max Thieme, Berlin W., Friedbergstr. 15 I.

# Berg- und Hüttenwesen in China.

Von Dr. D. Junghann.

In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist das Interesse für ostasiatische Angelegenheiten längst Gemeingut breiter Volksschichten geworden. Man ist sich dort heute über die Bedeutung der jüngsten Entwicklung Chinas für die zukünftige Weltwirtschaft im klaren, und privater Unternehmungsgeist hat begonnen, in großzügiger Form Vorsorge zu treffen, daß die angelsächsischen Länder im Vorstellungskreis des gebildeten Chinesen der Zukunft als die Kerngebiete des abendländischen Kulturbereichs erscheinen. Briten wie Amerikaner, beides gute Geschäftsleute, zweifeln nicht daran, daß sich diese Bemühungen in Zukunft bezahlt machen werden.

In deutschen Privatkreisen hat man bisher wenig auf die Entwicklung der Dinge in China geachtet. Erst in neuester Zeit gewinnt es den Anschein, als ob das unermüdliche Bestreben einzelner Persönlichkeiten und Gesellschaften, das Land der Zopfträger dem Vorstellungskreis unserer Landsleute etwas näher zu bringen, in weiteren Kreisen Deutschlands Wiederhall finden und endlich auch zu einer Bereitstellung privater Geldmittel für die Propagierung deutscher Kultur in China führen wollte. Dies könnte nur auf das freudigste begrüßt werden; denn es würde für die künftige weltwirtschaftliche Stellung Deutschlands einen unberechenbaren Verlust bedeuten, wenn es nicht gelänge, das deutsche Publikum rechtzeitig davon zu überzeugen, daß eiliges Handeln in der angedeuteten Richtung gegenwärtig zur Notwendigkeit geworden ist, wenn unsere Industrie nicht

in Zukunft auf dem entwicklungsfähigen chinesischen Markte eine völlig bedeutungslose Rolle spielen soll.

Eine für die derzeitigen Industrieländer besonders bedeutungsvolle Entwicklung vollzieht sich in China heute auf dem Gebiet des Berg- und Hüttenwesens. Von dem Grade und der Art unserer Mitwirkung bei dieser Entwicklung hängt ein wesentlicher Teil unserer künftigen wirtschaftlichen Beziehungen zu China ab. Daß tatsächlich nicht nur die Vorbedingungen, sondern auch schon die ersten Anzeichen für die Entstehung einer modernen Bergbau- und Hüttenindustrie in China vorhanden sind, und durch welche Mittel Deutschland auf die Sicherung eines gebührenden Anteils an dieser Entwicklung hinarbeiten könnte, soll im folgenden kurz erörtert werden.

---

China verfügt über einen großen Reichtum an abbauwürdigen Mineralien, insbesondere an Steinkohle. Ist auch die Größe und Abbauwürdigkeit der meisten Kohlenfelder im einzelnen noch unbekannt, so weiß man doch schon soviel, daß es sich um Vorkommen von gewaltiger Ausdehnung handelt, und daß vielerorts die Qualität der Kohle den besten bisher bekannten Kohlenarten gleichkommt.

Besonders wertvoll sind die Kohlengebiete der Provinz Schansi. Diese gehören zu den größten und reichsten Vorkommen der Erde und werden nach der Ansicht Richthofens von keinem derjenigen, die mit ihnen verglichen werden könnten, hinsichtlich der günstigen Bedingungen des Abbaues erreicht. Richthofen\*) berechnet allein den Vorrat des auf 634 deutsche Quadratmeilen im Umfang geschätzten Anthrazitgebietes des südöstlichen Schansi, bei

---

\*) Freiherr v. Richthofen, China Bd. II, S. 789.

einer durchschnittlichen Mächtigkeit der Flöze von 40 Fuß, auf eine Kohlenmenge von 630 Milliarden Tonnen; nach seiner Ansicht verdoppelt sich diese Zahl nahezu, wenn man die Lagerstätten bituminöser Kohlen im westlichen Schansi und ein drittes der Liassformation angehörendes Kohlenfeld im Nordwesten der Provinz hinzurechnet.

Weitere bedeutende Vorkommen finden sich in der Provinz Honan, wo insbesondere die Kohle des Gebietes von Hwaifingsu dem in Schansi gewonnenen Anthrazit an Güte gleichkommt.

In Tschili zieht sich ein Gürtel zahlreicher, aber weniger umfangreicher Kohlenfelder, der Ostgrenze von Schansi benachbart, am Rande der großen chinesischen Ebene hin; weitere Vorkommen gruppieren sich westlich und nordwestlich von Peking, im Norden der Provinz bei Tatungfu und Jehol und im Osten bei Kaiping, letztere vor allem dadurch bekannt, daß hier zuerst von chinesischen Behörden ein Bergwerk nach europäischem Muster eingerichtet wurde.

Auch Schantung besitzt nach Ausdehnung und Beschaffenheit gute Vorkommen, insbesondere bei Pöschan, wo sich bekanntlich die deutsche Schantung-Bergbau-Gesellschaft seit einigen Jahren betätigt, und im Süden der Provinz bei Tschaufu. Von geringerer Bedeutung sind die Kohlenfelder von Tjangkiu und das gleichfalls von der Schantung-Gesellschaft bearbeitete Weihsienbecken.

Ist in Nordchina die Lagerung der Kohlenschichten im großen und ganzen eine für den Abbau günstige, so bietet sich in dem an Kohle vielleicht ebenso reichen Südchina ein anderes Bild. Während in Nordchina das Karbon die oberste Schicht bildet, ist es im Süden von mächtigen Gesteinsschichten überdeckt. Die derzeitige Ausdehnung des chinesischen Bergbaues bestätigt dies: Während im

Norden der von der Bevölkerung benötigte Bedarf fast allenthalben in tausenden kleiner Bergbaubetriebe gewonnen wird, findet man in den hauptsächlichsten Kohlengebieten Südchinas den Bergbau nur in verhältnismäßig beschränkten gürtelartigen Zonen an den Rändern der großen Kohlengebiete entwickelt.

Dies tritt am deutlichsten in den Provinzen Szetschuan und Hunan hervor. Das Kohlenfeld des sogenannten „roten Beckens“ von Szetschuan gilt als eines der ausgedehntesten Chinas, während seine Ausbeutung verhältnismäßig unbedeutend ist. Hier reicht eine der bekanntesten Bergbauzonen von Tschungking am oberen Yangtse gen Osten über den Rand des roten Beckens hinaus bis an die Grenze von Hupeh und weiter in diese Provinz hinein. Auch in der Provinz Hunan, deren gesamter Südosten nach Richt Hofens Schätzung ein großes Kohlengebiet bildet, das sich über zwei Längen- und zwei Breitengrade ausdehnt, geht die Ausbeutung der Kohle auf einem verhältnismäßig schmalen Streifen vor sich, der sich von der Südgrenze der Provinz etwa bis zu der südlich vom Tuntingsee gelegenen Stadt Siangtan vornehmlich an den Ufern des Luiho und des Siangkang hinzieht. Im nördlichen Teile der Zone, die zum Teil in die Provinz Kiangsi hinüberreicht, wird bituminöse Kohle, im südlichen Teile, am Ufer des Luiho, Anthrazit gefördert. Beide Arten sind von guter Beschaffenheit.

Auch die südwestlichen Provinzen Chinas, Kweitschau und Sünnan, haben ihre Steinkohlen. Hier handelt es sich aber wahrscheinlich um kleinere, vereinzelte Vorkommen. Dasselbe dürfte von den zahlreichen Kohlengebieten gelten, welche sich allenthalben in der Nachbarschaft des mittleren und unteren Yangtse-Laufes, sowie auch in anderen Teilen der vom Yangtse durchströmten

Provinzen Hupeh, Kiangsi, Anhui und Kiangsu vorfinden.

Die Frage, ob China auch reich an Erzen sei, ist sehr verschieden beantwortet worden. Viele haben aus dem Umstande, daß die Chinesen an sehr zahlreichen Orten Bergbau auf Erze betreiben, auf einen unermesslichen Erzreichtum des Landes schließen wollen. Andere entnehmen im Gegenteil aus der großen Verbreitung des Erzbergbaues in China, daß alle abbauwürdigen Orte in dem stark bevölkerten alten Kulturlande längst aufgefunden und erschöpft seien.

Es mag zutreffen, daß die meisten Erzlagerstellen den Landesbewohnern längst bekannt sind; es darf aber andererseits nicht vergessen werden, daß die Chinesen bisher nur mit ganz primitiven technischen Mitteln gearbeitet haben. Jedenfalls haben neuere Untersuchungen der Vermutung Nahrung gegeben, daß, abgesehen von den noch heute zutage liegenden erheblichen Vorräten, an zahlreichen Orten in der Tiefe noch reichhaltige Erzlager schlummern, welche im Verein mit den Vorräten des Landes an verkohlbarer Kohle einer blühenden modernen Hüttenindustrie zur Entstehung verhelfen können.

Dies gilt insbesondere von den Eisenerzen Chinas. Eins der bedeutendsten im Abbau begriffenen Vorkommen ist das von Tajeh in der Provinz Hupeh, 60 engl. Meilen unterhalb Hankaus, nicht weit vom Südufer des Yangtse gelegen. Hier bildet Magneteisenstein und Saimatit in Kontaktgängen zwischen Sphenit und Kalk förmliche Berge von rund 175 Meter Höhe, wodurch der Abbau im Tagebau in großem Maßstabe möglich wird. Allein das über der Talsohle anstehende und durch Tagebau zu gewinnende Quantum Eisenerz wird auf 100 Millionen Tonnen veranschlagt. Die Gesamtlänge der Gänge be-

trägt etwa 3 Kilometer, ihre Breite an den schwächsten Stellen 50 Meter, an einzelnen Punkten einige 100 Meter. Nach der Tiefe ist die Mächtigkeit noch nicht erforscht. Fünfzehn Kilometer südöstlich von Tajeh tritt das Eisenerz, möglicherweise derselbe Gang, wieder zutage. Ein weiteres Vorkommen bei Wutschangshien ist an Ausdehnung, so weit bisher bekannt, dem von Tajeh vergleichbar. Weitere Eisenerze (teilweise manganhaltiges Brauneisenerz) finden sich stromabwärts am Yangtse bis nach Kiangsi herein.

Das räumlich ausgedehnteste chinesische Eisengebiet ist dasjenige Schansis, eines Landes mit uralter Eisenindustrie. Das gesamte Anthrazitgebiet im Südosten dieser Provinz birgt Flöze 50 prozentigen Eisenerzes, welche die Kohlenflöze begleiten.

In Schantung hat die Schantung-Bergbaugesellschaft u. a. ein Vorkommen in der Nähe der Eisenbahnzweigstrecke Tsangtien-Poschan untersucht und ist dabei zu recht günstigen Ergebnissen gekommen. Es handelt sich hier vorzugsweise um etwa 58 prozentigen Magneteisenstein, der am Kontakt zwischen Kalk und Diorit auftritt.

Eine erschöpfende Aufzählung der Eisenvorkommen Chinas ist bei dem heutigen Stande der Erforschung des Landes nicht möglich. Erwähnen möchte ich nur noch, daß im westlichen Kiangsi mehrere ausgedehnte Eisenerzlager als abbauwürdig festgestellt worden sind, daß im südlichen Hunan in der Nähe des Luiho, ebenso in Szetschuan und Schensi vielfach Eisen gewonnen wird, und daß sich ausgedehnte Vorkommen auch in Fukien zu befinden scheinen.

Ein Mineral, dessen Gewinnung in einzelnen Gebieten Chinas eine besondere Bedeutung erlangt hat, ist Salz. Es handelt sich hier vornehmlich um jene merkwürdigen Gas-

quellen in Szetschuan, deren Wesen noch nicht völlig aufgeklärt ist, und welche, wie Tieffen\*) vermutet, aus Kohlenwasserstoff bestehen und meist mit Ausflüssen starker Salzlauge zusammenhängen. Zahlreiche dieser Quellen, welche in einigen Gebieten von den Chinesen durch Niederbringen von Schächten beliebig vermehrt werden, enthalten auch Erdöl, schichtenweise mit Salzlauge abwechselnd; in anderen wird nur Erdöl gefunden. Die Ergiebigkeit an Salzlauge scheint teilweise recht bedeutend zu sein. Oft findet sich die Sole erst in Teufen von 2000 bis 3000 Fuß. Die Mächtigkeit der Salzwasserschicht schwankt im allgemeinen zwischen 60—80 Fuß, erreicht aber bisweilen 100 Fuß. Nicht nur der Salzbedarf der ganzen Provinz, sondern auch großer Teile der Nachbarprovinzen Hupeh, Aweitschau und Sünnan wird aus dem erwähnten Bezirk gedeckt. Im übrigen finden sich Salzvorkommen, wenn auch in anderer Form, an zahlreichen Stellen Nordchinas.

Erdöl wird, abgesehen von den oben erwähnten Gasquellen, im Nordwesten des Reiches gewonnen.

In den südwestlichen Provinzen Chinas spielt Blei und Zink eine nicht unbedeutende Rolle. Meist handelt es sich um stark mit Schwefelkies durchsetzte Erze, die Blei und Zink zugleich enthalten. Reine Bleierze werden neuerdings in Honan gefördert. Antimon wird in einigen südlichen und westlichen Provinzen, Zinn in Sünnan, Quecksilber in Aweitschau gewonnen. Der nach älteren Nachrichten ehemals große Reichtum Chinas an Kupfer reicht zur Befriedigung des Bedürfnisses des Landes heute nicht mehr aus.

Es erübrigt noch, der überreichen Vorräte an vorzüglichem Kalkstein und feuerfestem Ton Erwähnung zu

---

\*) Tieffen, China S. 165.

tun, deren Ausbeutung nebst den sich hieran knüpfenden Industrien, insbesondere Kalkbrennereien und Töpfereien, zahlreichen nordchinesischen Bezirken ihr charakteristisches Gepräge gibt.

Auf dem reichen und dicht bevölkerten Boden Chinas hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine rege, wenn auch primitive Bergbau- und Hüttenindustrie entwickelt, deren Produkte heute durch Vermittlung eines imposanten Warenverkehrs, durch Maultier- und Kamelkarawanen im Norden, Träger im Süden, Dschunkenfahrt auf Strömen und Kanälen im großen chinesischen Reich ein ausgedehntes Absatzgebiet finden.

Wie die gesamte altchinesische Kultur, so hatte auch die Entwicklung des chinesischen Berg- und Hüttenwesens einen Beharrungszustand erreicht, als die Fremden im vorigen Jahrhundert das Land betraten. Zu jener Zeit gab es in China keine fortschreitende Verfeinerung der technischen Fertigkeiten, keine Verbesserungsversuche der althergebrachten Arbeits- und Rechtsverhältnisse, keine erfinderischen Köpfe mehr. Man fand ein Geschlecht vor, das auf festen, unverrückbaren Kenntnissen und Vorstellungen fußend, weit von jedem Gedanken an etwas Neues und Besseres entfernt war und in der strengsten Nachahmung und Verehrung des Alten und Hergebrachten die wesentliche Aufgabe des Lebens erblickte. Die chinesische Kultur war gleichsam nach einem bestimmten System auskristallisiert. Es bedurfte erst eines von außen kommenden Anstoßes, um neues Leben in den erstarrten Körper dieses Volkes zu bringen. Heute befindet sich China bereits mitten auf dem dornigen Wege zu höheren Daseinsformen.

Bevor ich auf die neuere Entwicklung der chinesischen Berg- und Hüttenindustrie näher eingehe, sei mir ge-

stattet, einen kurzen Blick auf die altchinesischen Bergbauverhältnisse zu werfen, wie sie überall dort, wo die Einflüsse einer neuen Zeit noch nicht hingedrungen sind, heute noch bestehen.

Wer zum erstenmal einen größeren chinesischen Bergbaubezirk betritt, ist erstaunt über die Masse der häufig nach hunderten zählenden kleinen und kleinsten Zechen, mit denen das Land besät ist. Es sind dies größtenteils kleine selbständige Betriebe, die selten über mehr als hundert, häufig über nicht mehr als zehn Arbeiter verfügen und in der Regel dem Grundeigentümer gehören. Ärmere Grundbesitzer schließen zuweilen mit kapitalkräftigen Personen Verträge ab, wonach letzteren die Ausbeutung des Bergwerks gegen einen gewissen Prozentsatz der Produktion, seltener des Reingewinns, überlassen wird. Zuweilen betreiben auch mehrere Grundbesitzer gemeinsam ein Bergwerk, wobei jeder Beteiligte einen unserem Ruz ähnlichen Anteil erhält, auf den gegebenenfalls Nachzahlungen zu leisten sind. Wo größere Unternehmungen auftreten, sind meist schon abendländische Einflüsse im Spiel. Es handelt sich dann gewöhnlich darum, durch Bergesellschaftung von Kapital die Anschaffung moderner Maschinen zu ermöglichen.

Bei dem gänzlichen Mangel an rationellen Bergbaumethoden ist von einer Ausbeutung der vorhandenen Vorräte nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten keine Rede. Im allgemeinen werden nur die obersten Flöze abgebaut, da bei der unzureichenden Auskleidung der Schächte und Stollen die Gruben meist in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Bruche gehen oder bei der Unzulänglichkeit der Pumpvorrichtungen ersaufen und dann verlassen werden. Schachtanlagen sind daher im allgemeinen nicht tief. In den Kohlengebieten Nordchinas kann man sich

häufig bereits in Teufen von 50 Fuß des Wassers nicht mehr erwehren. Man sucht vielerorts des Wassers dadurch Herr zu werden, daß man die Förderung zeitweise unterbricht und statt dessen Wasser in Ochsenhauteimern heraushebt. In Südschili, nahe der Grenze Schansis, sah ich chinesische Schächte, wo das Eindringen des Wassers durch mit Wollappen verdichtete Bretterverschlüge erfolgreich bekämpft wurde. In Ost-hunan, nahe bei Yilinghsien, fand ich höchst sinnreiche, aus langen dicken Bambusrohren konstruierte, durch etwa 100 Arbeiter bediente Saugpumpen in Betrieb, die vorzüglich arbeiteten.

Wettervorrichtungen fehlen bei kleineren Schachtanlagen gänzlich. Bei Stollenbetrieben ist im allgemeinen ein Wetterschacht vorhanden; hier wird häufig zur Beschleunigung der Wetterführung dicht vor der Stollenmündung eine niedrige Holzhütte errichtet, in welcher dauernd ein starkes Kohlenfeuer brennt.

Die Förderung wird bei Stollenbetrieben meist mit kleinen Holzschlitten bewerkstelligt, die über hölzerne, in den Stollen eingebaute Querschwellen laufen und von Rulis gezogen werden. Die Arbeiter binden sich dabei die Grubenlampe oben an der Stirne fest. Wo die räumlichen Verhältnisse es gestatten, werden auch Zugtiere verwendet. So fand ich in Schansi einen kleinen Stollenbetrieb, in welchem Ochsenespanne mit großen, vier Zentner fassenden Holzschlitten unter Tage arbeiteten. Die Grubenlampe hatte man den Tieren zwischen den Hörnern befestigt. Bei Schachtbetrieben bedient man sich zur Förderung regelmäßig größerer oder kleinerer Handhaspeln, die von wenigstens sechs, häufig auch von mehr Rulis mit außerordentlicher Geschwindigkeit bedient werden. Wo der Schacht bei größeren Teufen stufenartig niedergebracht

ist, wird an jedem Absatz der je etwa 20 Meter tiefen Stufen eine besondere Haspel aufgestellt. In Schantung wird das Heben und Senken der Fördereimer vielfach vermittlels einer über Rollen geleiteten, mit Pferden betriebenen Seilführung bewerkstelligt.

Die Tagesproduktion der chinesischen Kohlengruben, die ich besucht habe, schwankte im allgemeinen zwischen 10 und 100 Tonnen; nur in Honan und Hunan fand ich einzelne Betriebe, deren tägliche Fördermenge 100 Tonnen überstieg. Der Absatz der Kohle geht in dem stark bevölkerten Lande in der Regel flott von statten.

Die Kunst der Verhüttung von Erzen ist in einigen Gegenden Chinas seit langer Zeit bekannt; insbesondere gilt dies von der Verhüttung von Eisenerzen. So wird in Schansi, in den Gebieten von Tzetschau fu und Pingtschau fu mit einfachen, althergebrachten Methoden ein gutes Gußeisen und ein Schmiedeeisen von vorzüglicher Beschaffenheit hergestellt. Das zerstoßene Erz wird mit Anthrazit vermengt und in längliche, röhrenartige, unten geschlossene Schmelztiegel aus feuerfestem Ton gefüllt, die in größerer Zahl in etwa 5 Fuß hohen Schmelzöfen auf einer mit Luftgängen versehenen Kohlenfüllung Aufstellung finden. Das ganze wird mit Anthrazit zugedeckt und in Brand gesteckt. Der Prozeß dauert 2—3 Tage, an deren letzten die Luftzufuhr durch chinesische Windkisten (Gebläsemaschinen mit Handbetrieb) verstärkt wird. Nach Beendigung des Prozesses werden die Tiegel unten, soweit sie das gesunkene Eisen enthalten, abgehauen. Das gewonnene Produkt wird entweder in ähnlichen niedrigeren Öfen in kürzeren Tiegeln nochmals geschmolzen und dann in Formen (Töpfe, Teekannen usw.) gegossen oder in primitiven Puddelöfen durch kräftige Luftzufuhr vermittlels Windkisten in weiße Blut versetzt und sodann geschmiedet.

Das Schmiedeeisen kommt in dünnen Barren auf den Markt.

Die Eisenschmelzereien in Schantung beschäftigen sich im wesentlichen mit Schmelzen von Roheisen, das aus Schansi bezogen und mit altem Eisengerät versehen wird.

Zuweilen findet man in China Schmelzbetriebe, die an unsere Hochöfen erinnern. Ich sah in der Provinz Hupeh in Schiweitao am mittleren Yangtse vier etwa 15 Meter hohe, aus Ziegeln gemauerte Öfen, die in kontinuierlichem Betriebe Roheisen produzierten. In den Öfen war Eisenerz, Kalkstein und Holzkohle lagenweise übereinander geschichtet; der Abstich erfolgte in kleine Wagen, wobei etwa 5 Zentimeter dicke Platten mit einem Flächenumfange von ein bis zwei Quadratfuß erzeugt wurden. Inwieweit hier schon abendländische Einflüsse im Spiel waren, ist mir nicht bekannt.

Blei-, Zink-, Zinn-, Antimon-, Kupfer- und Silbererze werden vornehmlich in den südlichen Provinzen verhüttet. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Verfahren, sowie auf die zahlreichen anderen mit dem Bergbau zusammenhängenden chinesischen Industrien, z. B. die Bereitung von Eisenbitriol und rotem Eisenoxyd aus Schwefelkies zu Farbzwecken, ist im Rahmen dieser Betrachtung nicht möglich.

Die altchinesischen bergrechtlichen Verhältnisse liegen sehr einfach. Jeder Grundeigentümer kann auf seinem Grund und Boden ungehindert nach Mineralien graben und Bergwerke errichten. Er bedarf dazu allenfalls einer Genehmigung des Ortsmandarin. Unter diesen Umständen ereignet es sich nicht selten, daß ein Zechenbesitzer unter Tage über die Grenze des Nachbarn vordringt. Dies führt dann zu unliebsamen Begegnungen in der Tiefe und zu erbitterten Kämpfen, welche erst vom Orts-

mandarin durch ein ex aequo et bono gefälltes Urteil geschlichtet werden.

Mit dem Erscheinen der Fremden in China taucht im chinesischen Bergrecht, sofern man von einem solchen reden kann, ein neues Moment auf, nämlich die Theorie, daß nur der Kaiser von China als Herr der Bodenschätze des Landes das Recht zum Betriebe von Bergwerken verleihen kann. Zentralregierung und Provinzialbeamte holen diesen Gesichtspunkt insbesondere stets dann hervor, wenn Ausländer als Bergwerksunternehmer auftreten. Wurden solche Konzessionserteilungen durch die Zentralregierung in Peking vor den Boxerunruhen noch verhältnismäßig liberal gehandhabt, so nahm in späteren Jahren bis zur Gegenwart die Möglichkeit, Bergwerksgerechtfame zu erlangen, für ausländische Unternehmer stetig ab. Der Grund hierfür lag im wesentlichen darin, daß man auf seiten der Chinesen, durch Einzelerfolge ermutigt, sich in steigendem Maße der Hoffnung hingab, durch einheimisches Unternehmertum das Berg- und Hüttenwesen modernisieren zu können, und in jeder fremden Unternehmung lediglich eine unerwünschte Bereicherung der Ausländer auf Kosten des chinesischen Volkes erblickte.

Dem Rechtsbewußtsein der chinesischen Bevölkerung ist übrigens der Begriff des Regals heute noch ebenso fremd wie früher. Der chinesische Unternehmer wird auch im allgemeinen mit dieser Theorie nicht behelligt. Die wiederholten Versuche der Regierung, den Grundsatz des Regals in einem allgemeinen Berggesetz für das Kaiserreich China festzulegen, sind bisher noch zu keinem endgültigen Ergebnis gelangt.

---

Es ist der abendländischen Technik nicht leicht geworden, in China einzudringen. Ihr sprichwörtlicher

Siegeszug ist hier durch Verstandnislosigkeit und zahllose Vorurteile zunächst ganz erheblich gehemmt worden.

Naturgemäß blieben, von einigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, die meisten ersten Versuche, in China nach abendländischen Methoden Bergbau zu treiben, auf das fremde Unternehmertum beschränkt. Solchen Unternehmungen, sofern sie sich lediglich auf Konzessionen der Zentralregierung stützten, wie sie in der liberalen Ära vom Jahre 1898 bis zum Ausbruch der Boxerunruhen zahlreich erteilt wurden, war jedoch nur in ganz vereinzelt Fällen einiger Erfolg beschieden. Meist scheiterten sie am Widerstande der Bevölkerung, welche u. a. vielfach die Hergabe des erforderlichen Grund und Bodens verweigerte. Mochten die Konzessionsinhaber sich dann auch auf ihr Recht berufen, die Regierung konnte oder wollte sich dem Druck der Verhältnisse nicht widersetzen und verhielt sich passiv.

Oft wählten daher die fremden Firmen andere Wege, um zum Ziele zu gelangen. Sie schlossen mit aufgeklärten chinesischen Privatleuten oder Gesellschaften, welche über Grundbesitz verfügten, Verträge zum Betriebe von Bergwerken ab, wobei die fremde Firma im wesentlichen die Leitung des auf gemeinsame Rechnung betriebenen Unternehmens in der Hand behielt. Die Konzession wurde dann entweder mit Hilfe des chinesischen Beteiligten nachträglich erworben oder auch überhaupt nicht nachgesucht, sofern die Lokalbeamten sich hierauf einließen. Blieb auch hier der Widerstand der Bevölkerung nicht völlig aus, insbesondere dann, wenn die am Betriebe beteiligten Ausländer zu stark in den Vordergrund traten, so haben sich auf solcher Grundlage doch einige mehr oder weniger moderne Bergwerke entwickeln können.

In neuerer Zeit tritt das rein chinesische Unternehmertum immer stärker hervor. Notable, Beamte, private und offiziöse Gesellschaften richten ihr Bestreben auf die Begründung moderner Betriebe, bei denen die Fremden nur noch eine Rolle als Geldgeber, technische Beamte, Maschinenlieferanten oder Agenten für den Absatz der Produktion spielen. Vereinzelt trifft man in China sogar schon kleine, mit modernen Maschinen ausgerüstete Betriebe, welche sich lediglich mit chinesischen Technikern zu behelfen suchen.

Heute ist das Bestreben der Chinesen, sich die Errungenschaften moderner Technik dienstbar zu machen, in schnellem Wachsen begriffen. Das Beispiel der sich mehrenden modernen Betriebe wirkt zu überzeugend, um nicht die Aufmerksamkeit des nüchtern seinen Vorteil abwägenden Chinesen zu erregen. Die fortschreitende Ausdehnung des Eisenbahnnetzes pflanzt diese Bewegung unablässig fort in neue große Gebiete.

Daß die chinesische Rasse sich im Laufe der Zeit die technischen Fertigkeiten des Abendlandes aneignen wird, darf jetzt schon als sicher gelten. Ich fand dieses Urteil in verschiedenen Teilen des Reiches von sachverständigen Belgiern, Engländern, Deutschen und Franzosen, welche als technische Lehrer oder als Leiter industrieller Betriebe seit Jahren in China tätig waren, im allgemeinen bestätigt. Als besonders bildungsfähig gelten die Kantonesen; aber auch Tschili und andere Provinzen haben schon tüchtige chinesische Techniker hervorgebracht. Zuzugeben ist, daß sich heute die Fertigkeiten des technisch geschulten Chinesen vielfach noch auf die etwas oberflächliche, sklavische Nachahmung des Gesehenen und Erlernten beschränken, und daß wahrscheinlich erst nach Generationen bei fortschreitender Vererbung stets neu anerzogener

Fähigkeiten die erforderliche Wandlung gewisser altchinesischer Volkseigenschaften in die Erscheinung treten wird. Aber die Wandlung wird kommen. Dem Zweifler sollten die jüngsten bekannten Erfolge der Chinesen auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues zu denken geben.

Es sei mir im folgenden gestattet, auf die Entstehungsgeschichte und Bedeutung einiger der bekanntesten modernen Bergwerks- und Hüttenunternehmungen Chinas kurz einzugehen.

Die ältesten modernen Bergwerke Chinas sind die der Chinese Engineering and Mining Company, welche aus einer schon in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründeten halb-offiziellen chinesischen Aktiengesellschaft hervorgegangen ist. Der Generaldirektor der letzteren, Chang-hen-mao, der nicht an den Erfolg der Boyerunruhen glaubte und fürchtete, die fremden Mächte könnten den Besitz der Gesellschaft als Regierungseigentum betrachten, verkaufte das Unternehmen am Ende des vorigen Jahrhunderts an eine englische Gesellschaft, wobei jedoch ein Teil der Aktien in chinesischen Händen verblieb. Das Kapital der Chinese Engineering and Mining Company, an welcher auch die Société de l'orient in Brüssel interessiert ist, betrug im Jahre 1908 25 Millionen Francs Aktien und 11 Millionen Francs Obligationen. Die Gesellschaft betreibt heute bei Tongshan und Linji nordöstlich von Tientsin drei Kohlenbergwerke mit vier modernen Fördermächteln und einer Stollenanlage. Die tägliche Produktion betrug zurzeit meiner Anwesenheit im Frühjahr 1908 über 3000 Tonnen, welche teils über See, teils nach dem Innern abgesetzt wurden. Der Selbstkostenpreis der Kohle stellte sich auf durchschnittlich 2 Dollar (mexikanische Silber-Dollar), der Verkaufspreis der Kohle frei Wagen auf der Grube auf

5,10 Dollar, frei Wagen in Tientsin auf 6,40 Dollar pro Tonne. Die Kohle, eine langflammige Gaskohle mit ziemlich starkem Schwefelgehalt und geringem Stückfall, gibt einen mittelguten Koks, der auf der Grube selbst in etwas modernisierten chinesischen Koksöfen hergestellt wird. Das leitende Beamtenpersonal besteht im wesentlichen aus Belgiern und Engländern.

Die Aussichten für die Zukunft der Unternehmung sind nicht ungetrübt. Die Chinesen, denen die Gesellschaft längst ein Dorn im Auge ist, betreiben unablässig den Rück-erwerb der Gruben. Da sie hierbei auf Widerstand stoßen, versuchen sie die Gesellschaft dadurch auszuhungern, daß sie ihr die Ausdehnung des Betriebes und namentlich den Erwerb neuen Grubenlandes erschweren. Als die Gesellschaft vor etwa drei Jahren einen neuen Schacht an der Peripherie ihres derzeitigen Feldes abteufen wollte, wurde sie durch ein chinesisches Truppenaufgebot daran ver-hindert. In der Nachbarschaft der Minen entstehen neuer-dings moderne chinesische Konkurrenzbetriebe.

Ein wesentlich bescheideneres Dasein hat bisher das sogenannte Peking-Syndikat geführt. Im Jahre 1898 wurden dem Italiener Luzatti für eine mit Hilfe Londoner Kapitalisten gegründete Gesellschaft im Süden der Provinz Schansi und dem nördlich vom Hoangho liegenden Teile der Provinz Honan wertvolle Konzessionen zur Ausbeutung der dortigen reichen Kohlen- und Eisen-erzlager und zum Bau zweier für die Nutzbarmachung der Konzession erforderlichen Eisenbahnen erteilt. In Schansi ist die Gesellschaft, deren Kapital 1½ Millionen Pfund Sterling betrug, nicht über die ersten Vorarbeiten hinausgekommen. Während englische Ingenieure noch mit der Ausarbeitung von Plänen für die Errichtung von Bergwerken und Eisenhütten beschäftigt waren,

setzte es die in dieser Provinz besonders kräftige Agitation der fremdenfeindlichen Bevölkerungsschichten durch, daß die Engländer im Jahre 1908 auf die Ausnutzung der Konzession verzichteten und in den Rückkauf derselben durch die chinesische Regierung willigten.

Die Konzessionen für Honan blieben hierdurch unberührt. Die inzwischen vom Peking-Syndikat in dieser Provinz erbaute Eisenbahn wurde aber gleichfalls an die chinesische Regierung verkauft, wobei jedoch der Betrieb der Bahn der Leitung der Gesellschaft zunächst anvertraut blieb. Ein bei Kiautso in Nordhonan in der Nähe der Bahnstrecke von der Gesellschaft errichtetes Kohlenbergwerk hatte im Frühjahr 1908 noch nicht mit der Förderung begonnen. Man hatte jedoch nach anfänglichen technischen Mißerfolgen ein 8 Fuß starkes Flöz vorzüglichen Anthrazits angefahren und hoffte die Förderung demnächst aufnehmen zu können.

Nach den Eindrücken, die ich empfangen habe, scheint die dortige Bevölkerung der Betätigung der Fremden nicht so feindselig gegenüberzustehen, wie es in Schansi der Fall ist. Unwillen erregt es allerdings auch dort, daß das Peking-Syndikat fremde chinesische Arbeiter aus Tongshan einführt. Ich war zufällig Augenzeuge eines erbitterten Kampfes, der zwischen einigen 100 Honan- und Tongshanleuten in der Nachbarschaft der Grube ausgefochten wurde, zu dessen Schlichtung der Lokalmandarin herbeieilen mußte.

Die deutsche Schantung-Gesellschaft, welche ihr Bestehen bekanntlich dem deutsch-chinesischen Kiautschouvertrage verdankt, nimmt in China eine völlig singuläre Stellung ein. Auf Grund des genannten Vertrages wurde der Gesellschaft im Jahre 1899 vom deutschen Reichskanzler die Berechtigung erteilt, innerhalb einer Zone von je 30 Li zu beiden Seiten

der drei in Schantung durch die Deutschen zu bauenden Eisenbahnlinien nach Kohlen und anderen Mineralien zu schürfen und auf Grund gemachter Funde Mutung einzulegen. In der Folgezeit sind der Gesellschaft sodann durch das Gouvernement in Tsingtau zahlreiche Bergwerksfelder verliehen worden, von denen einige bekanntlich schon seit mehreren Jahren ausgebeutet werden. Im letzten Geschäftsjahre erzielte die Gesellschaft auf ihren zwei Kohlenruben im Weihsiënbecken und im Poschanfelde bei Betrieb von drei modernen Förderschächten eine Jahresproduktion von rund 322 000 Tonnen Steinkohle. Die Förderung dürfte inzwischen erheblich verstärkt worden sein. Zu den Tagesanlagen gehörte zu der angegebenen Zeit unter anderm eine Kohlenwäsche und eine Brikettfabrik.

Die Weihsiënkohle hat Ähnlichkeit mit der Kaipingkohle; die des Poschangebietes ist zum Teil erheblich besser; sie hat insbesondere als Schiffskesselkohle ausgezeichnete Erfolge erzielt und gibt einen guten Koks.

Wenn die Gesellschaft bisher noch keine Dividende verteilen konnte, so war dies im wesentlichen den zunächst verhältnismäßig hohen Betriebskosten (z. T. über 3 Dollar die Tonne), sowie einer ungünstigen Gestaltung der Kohlenpreise in den Absatzgebieten der Gesellschaft zuzuschreiben. Im laufenden Geschäftsjahre scheinen jedoch nach beiden Richtungen hin Verbesserungen zu verzeichnen zu sein. Das Absatzgebiet der Kohle außerhalb Schantungs ist in ständigem Wachsen begriffen.

Bedauerlich ist es, daß man bisher noch nicht an eine Ausbeutung der sehr abbauwürdigen Eisenerzlager bei Poschan herangetreten ist. Eine Verhüttung der Erze und Verarbeitung des Eisens in Schantung, gegebenenfalls innerhalb des deutschen Pachtgebietes, würde, abgesehen von dem vorteilhaften Geschäft, das die Gesellschaft nach

dem Urteil von Sachverständigen dabei machen würde, die Ausstellung deutscher Arbeit in China, welche durch die gesamten deutschen Anlagen in Schantung in vorteilhaftester Weise dargestellt wird, wesentlich bereichern.

In ebenfalls guter Entwicklung begriffen sind die bei Tangto im Südwesten der Provinz Tschili in der Nähe der Schansibahn gelegenen Tsching-Tsching-Minen. Dieses Unternehmen verdankt seine Entstehung einem Privatvertrage zwischen deutschen Geldgebern und chinesischen Grundbesitzern. Erstere haben die Leitung des auf gemeinsame Rechnung betriebenen Unternehmens in Händen. Im Frühjahr 1908 beschränkte sich die tägliche Förderung der mit deutschen Technikern betriebenen Kohlengrube allerdings noch auf etwa 400 Tonnen; seitdem hat sich die Produktion dem Vernehmen nach wesentlich gesteigert. Die Selbstkosten stellten sich im Jahre 1908 an der Schansibahn, wohin die Kohlen auf einer 11 Kilometer langen Kleinbahn gelangen, auf 2—2½ Dollar, in Tientsin auf 8,30 bis 8,80 Dollar einschließlich Fracht, der Verkaufspreis ebendort auf rund 11 Dollar pro Tonne. Der Absatz der Kohle, deren Beschaffenheit sehr gelobt wurde, vollzog sich glatt.

Ein weiteres aufblühendes, modernes Kohlenbergwerk im südlichen Tschili gehört der Chili Lincheng Mining Company, einer offiziellen chinesischen Gesellschaft, welche von der Société des mines du Luhan in Brüssel ein Kapital von 3 Millionen Francs aufgenommen hat. Während der Dauer der Anleihe wird das Bergwerk gemeinsam von beiden Gesellschaften, und zwar mit belgischen Ingenieuren betrieben. Ein europäischer und ein chinesischer Direktor müssen in allen wichtigen Angelegenheiten übereinstimmend handeln. Im Jahre 1908 belief sich die tägliche Förderung erst auf 250 Tonnen; eine große, moderne, auf eine tägliche Produktion von 2000 Tonnen

berechnete Schachtanlage mit Sieberei und Zubehör war im Bau. Der Absatz der Kohle war durch ein Abkommen mit der Kaiserlich chinesischen Peking-Hankaubahn zu günstigen Bedingungen gesichert.

Die Schwierigkeiten, mit denen Unternehmungen von Ausländern in China dauernd zu kämpfen haben, stellen sich dieser chinesischen Gesellschaft nicht in den Weg. Der Landerwerb vollzieht sich glatt, und insbesondere erledigen sich auch etwaige Entschädigungsklagen der Bevölkerung hinsichtlich der durch den Betrieb zerstörten Ahnengräber rasch und friedlich.

Eine besonders interessante Erscheinung unter den modernen chinesischen Bergwerksbetrieben ist die in der Präfektur Quantschoufu in der Provinz Kiangsi, unweit der Grenze von Hunan, gelegene Pingschiangkohlengrube, die im Jahre 1898 von dem damaligen Minister der chinesischen Eisenbahnen Tscheng-kung-pao unter Leitung eines deutschen Technikers begründet worden ist, und zurzeit einer großen chinesischen Aktiengesellschaft gehört. Das unter Leitung deutscher und chinesischer Beamter stehende Bergwerk, das aus einer Stollenanlage mit elektrischem Förderbetrieb und einer ausgedehnten Schachtanlage mit zwei modernen Schächten besteht, kann füglich als ein Musterbetrieb bezeichnet werden. Zu den Tagesanlagen gehört außer den Kohlenwäschen und Siebereien eine Kokerei von rund 200 modernen Koksöfen, eine Bricketfabrik, eine Fabrik für feuerfeste Steine und verschiedene Maschinen- und Konstruktionswerkstätten, in denen auch Dampfmaschinen und Eisenbahnwaggons hergestellt werden. Die Anlagen sind mit dem schiffbaren Siangkiang durch eine 92 Kilometer lange normalspurige Bahn verbunden. Die Kohlenförderung betrug im Jahre 1907 rund 400 000 Tonnen, wobei sich die Selbstkosten auf rund

1,25 bis 2 Taels für Kohle und auf 3,50 Taels für Koks pro Tonne stellten. Die gesamte Produktion wurde an die zu derselben Gesellschaft gehörigen Hanhang-Eisen- und Stahlwerke bei Hankau zu Vorzugspreisen abgesetzt.

Die Aussichten des Unternehmens sind vorzüglich, zumal ein sehr ausgedehntes Grubenfeld mit äußerst günstigen Abbauverhältnissen gesichert ist. Der Widerstand, welcher sich anfänglich seitens der dortigen bergbautreibenden Bevölkerung, welche sich in ihren Erwerbsquellen bedroht glaubte, gegen das Unternehmen geltend machte, scheint durch den Einfluß der chinesischen Direktion und die verständigen Maßnahmen des deutschen technischen Leiters endgültig überwunden zu sein. Ein regelmäßig ansehender Bergarbeiterstamm, der zum Teil in Arbeiterhäusern der Gesellschaft wohnt, ist herangebildet; eine Bergschule sorgt für die Erziehung künftiger chinesischer Bergbeamter.

Die zu derselben Gesellschaft gehörigen Eisenerzförderungen in Tajeh in der Provinz Hupeh, in der Nähe des Südufers des Yangtse, sind gleichfalls durch deutsche Beamte in Gang gebracht worden. Das 60 bis 70 prozentige Erz wird dort im Tagebau gewonnen und vermittels selbsttätiger Bremsberge unmittelbar in Eisenbahnwaggonen gefüllt. Eine 26 Kilometer lange normalspurige Eisenbahn stellt die Verbindung mit dem Yangtse her, auf welchem die Erze auf Frachtdampfern nach den Hanhangwerken verschifft werden. Die tägliche Förderung betrug im Frühjahr 1908 über 1000 Tonnen; die Selbstkosten stellten sich auf den unglaublich niedrigen Betrag von  $\frac{1}{2}$  Tael pro Tonne. Der Absatz vollzog sich teils zu Vorzugspreisen an die Hanhangwerke, teils an das japanische Stahlwerk Wakamatsu.

Die bereits mehrfach genannten, ursprünglich von Tschang-tschitung gegründeten, jetzt mit der Pingschiang-

und der Tajehgrube vereinigten chinesischen Hanhang-Eisen- und Stahlwerke bei Hankau befinden sich zurzeit unter der Leitung luxemburgischer Beamter. Im Frühjahr 1908 waren hier zwei Hochöfen mit einer Produktion von 125 bis 150 Tonnen im Betrieb; der Bau zweier weiterer Hochöfen von je 350 Tonnen war vorgesehen. Die Selbstkosten des Roheisens betragen 17 Taels pro Tonne. Das Stahlwerk bestand aus drei Martinsöfen zu je 30 Tonnen. Die glühenden Stahlblöcke wurden in geheizte Tieföfen eingesetzt und von dort unmittelbar nach dem Blockwalzwerk und den Schienen-, Träger- und Blechwalzwerken überführt. Die Beschäftigung der Werke war gut, zumal die chinesische Regierung die Hütte bei Vergabung von Lieferungen in erster Linie berücksichtigt.

Die zahlreichen kleinen chinesischen Bergwerke, welche sich zwar moderner Maschinen, jedoch lediglich chinesischer Techniker bedienen, bieten mit wenigen Ausnahmen noch kein erfreuliches Bild. In den Provinzen Schansi, Tschili und Honan fand ich auf zahlreichen Gruben Fördermaschinen, Pumpen und elektrische Beleuchtungsanlagen in ziemlich vernachlässigtem Zustande an. Stellenweise wußte man sich mit den Maschinen überhaupt nicht zu behelfen. Fördermaschinen wurden häufig nur zum Ausschöpfen von Wasser benutzt; der Förderung dienten nach wie vor die alten bewährten Handhaspeln. Dampfpumpen befanden sich meistens außer Betrieb; gewöhnlich hatte man die zu bewältigende Wassermenge unterschätzt und der Schacht war ersoffen.

Daneben sah ich allerdings Betriebe, welche unter der Leitung einheimischer Ingenieure, gewöhnlich in Hongkong oder in Tongschan ausgebildeter Kantonesen, gut zu gedeihen schienen. Hier bedarf außer einigen Bergwerken in Tschili und Honan insbesondere die von der

Provinzialbergbehörde der Provinz Hunan betriebene Zink- und Bleierzgrube Schuitau im Südwesten Hunans der Erwähnung. Ich fand dort eine moderne Förderanlage, sowie eine Reihe von Erzaufbereitungsmaschinen (Sektmaschinen), welche der leitende Chinese, der übrigens von einem deutschen Techniker ausgebildet war, selbst montiert und zum Teil sogar selbst konstruiert hatte. Die Anlage arbeitete gut und war vorzüglich gehalten.

---

Engländer und Amerikaner sind heute in China eifrig an der Arbeit. Sie haben richtig erkannt, wie wichtig es für sie ist, daß dem bildungsdurstigen Chinesen die abendländische Wissenschaft in angelsächsischer Fassung vermittelt wird. Sie wissen, daß insbesondere der technisch gebildete Chinese demjenigen Lande das meiste Vertrauen entgegenbringt, dem er seine Erziehung verdankt, und daß er, wenn es sich um Anstellung ausländischer Ingenieure, um Ankauf fremder Maschinen und die Beschaffung sonstiger technischer Hilfsmittel handelt, in erster Linie dieses Land bedenken wird. Sie überziehen China daher mit einem Netz von Schulen, höheren und niederen, mit und ohne Mitwirkung von Missionen geleiteten, allgemein wissenschaftlichen und speziell technischen, zu deren Unterhaltung jährlich in der Heimat umfangreiche Mittel von privater Seite bereitgestellt werden. Jährlich wächst das Heer junger, Englisch sprechender Chinesen, welche die Welt durch eine angelsächsische Brille betrachten, und welche für die künftige Volkswirtschaft Englands und Amerikas ungezählte Dollars wert sind.

Neben solchen Bestrebungen lassen Engländer und Amerikaner auch die unmittelbare Förderung des Absatzes ihrer hier in Frage kommenden industriellen Erzeugnisse nicht außer acht. Ich möchte hier besonders auf die

in China bestehenden englischen und insbesondere amerikanischen technischen Bureaus hinweisen, welche im Interesse kleinerer oder größerer Gruppen heimischer Industrieller den chinesischen Absatzmarkt bearbeiten. In unparteiischen Kreisen ist man sich über die Wichtigkeit solcher Organisationen, welche die Bestrebungen der in China tätigen fremden kaufmännischen Importfirmen in wesentlichen Beziehungen ergänzen, nicht mehr im Zweifel. Die letztgenannten Firmen, welche sich zwar als Agenten zahlreicher europäischer und amerikanischer Fabrikanten um die Einföhrung moderner Maschinen in China unbestreitbare Verdienste erworben haben, sind naturgemäß nicht immer in der Lage, die Interessen aller von ihnen vertretenen Fabrikanten verschiedener Nationalität nachdrücklich wahrzunehmen. Da sie unter dem Drucke des Wettbewerbs, entsprechend den Neigungen der chinesischen Abnehmer, vielfach größeren Wert auf Billigkeit als auf Güte und Dauerhaftigkeit der Lieferungen legen müssen, werden viele der von ihnen vertretenen Fabrikanten bei Bestellungen selten oder gar nicht in Betracht gezogen. Sie lassen sich natürlich nur nach Maßgabe des für ihren Geschäftsbetrieb vorhandenen Bedürfnisses darauf ein, einzelnen Fabrikanten Fingerzeige zu geben, wie sie ihre Ware dem chinesischen Geschmack und den Landesverhältnissen anpassen können. Sie sind, auch wenn sie über eigene Techniker in China verfügen, mit wenigen Ausnahmen nicht in hinreichendem Maße bestrebt, chinesischen Unternehmern neue Anregungen zu geben und auf Wunsch Projekte, Pläne und Kostenanschläge mit möglichster Beschleunigung auszuarbeiten, zumal auch ihre Angestellten im allgemeinen mit Aufstellungs- oder Wiederinstandsetzungsarbeiten bei den durch die Firma vermittelten Maschinenanlagen reichlich in Anspruch genommen sind.

Bei kleineren Importfirmen, welche nicht über eigene Techniker verfügen, kommt noch hinzu, daß hier häufig die Tätigkeit der Firma bei dem einzelnen Geschäft mit der Lieferung der Maschinenteile ihren Abschluß findet. Ist dann der Käufer ein kleiner chinesischer Unternehmer, der nicht über fremde Ingenieure verfügt, so ereignet es sich nicht selten, daß der Betrieb der neuen Maschinenanlage infolge unsachgemäßer Montierung und Behandlung nach kurzer Zeit wieder eingestellt werden muß, wenn er überhaupt je begonnen hatte. Der Chineser mißt dann häufig die Schuld an dem Mißerfolge der Beschaffenheit der Lieferung bei und sein mühsam erworbenes Zutrauen, vielleicht auch das seiner Freunde und Nachbarn, ist zum Schaden abendländischer Lieferanten wieder zerstört.

Ein selbständiges, unter sach- und landeskundiger Leitung stehendes technisches Bureau, welches über einen ausreichenden Stab von Technikern verfügt, kann den heimischen Industriegruppen, die es vertritt, auf dem überaus schwierigen, sehr eingehende Studien erfordernden chinesischen Markte, gegebenenfalls unter Anlehnung an eine kaufmännische, gut eingeführte Importfirma, nach den oben angedeuteten Richtungen hin hoch einzuschätzende Dienste leisten.

In deutschen Privatkreisen hat man sich bisher ängstlich gescheut, für China irgendwelche Mittel bereitzustellen. Vor noch nicht langer Zeit wurden alle auf Gründung deutscher Schulen in China ausgehenden Anregungen lediglich belächelt. Was heute, abgesehen von einigen Missions-  
schulen, auf dem Gebiete der Erziehung der Chinesen in deutschem Sinne von deutscher Seite geschieht, ist im wesentlichen amtlichen Ursprungs. Aber auch diese Maßnahmen können im Hinblick auf die Größe des zu bearbeitenden Objekts nur als ein löblicher Anfang bezeichnet werden.

Hinsichtlich der gegenwärtigen Beziehungen der deutschen Eisen- und Stahlindustrie zu China soll nicht verschwiegen werden, daß sich einzelne deutsche Techniker als Privatbeamte in chinesischen Diensten, sowie einige deutsche kaufmännische Firmen in anerkennenswerter Weise um den Import deutscher Maschinen und die Anstellung deutscher Ingenieure in China bemüht haben. Auch sind von einzelnen deutschen Industriellen Versuche mit eigenen technischen Vertretungen in China gemacht worden. Allein zu einem technischen Bureau großen Stils, das gleichzeitig weitere Gruppen heimischer Industrieller vertritt, und bei Verminderung der Selbstkosten der Organisation eine erheblich fruchtbarere Tätigkeit entwickeln könnte, hat man sich von deutscher Seite leider noch nicht aufgeschwungen.

Nach den Jahresberichten der Kaiserlich chinesischen Seezollverwaltung wurden in China eingeführt im Werte von HK. Taels:

im Jahre	Eisenbahnmaterial	Erzeugnisse der elektrischen Industrie	anderweitige Maschinen (außer Näh- und Strickmaschinen)
1905	7 346 739 (195 758)*)	481 453 (101 309)	5 134 841 (983 969)
1906	11 439 806 (398 898)	914 334 (139 796)	5 730 221 (1 325 154)
1907	12 804 628 (287 605)	1 168 436 (215 795)	6 022 421 (1 379 964)
1908	12 893 548	1 744 280	6 528 912

\*) Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen den deutschen Anteil an der Einfuhr. Für das Jahr 1908 und die Jahre vor 1905 ist der Betrag der deutschen Einfuhr leider nicht bekanntgegeben.

Soweit die bisherige Beteiligung Deutschlands aus der Tabelle ersichtlich ist, dürfte sie der Bedeutung der deutschen Industrie nicht entsprechen. Im Hinblick auf die energischen Bestrebungen anderer Länder ist es wahrscheinlich, daß Deutschland künftig noch weiter hinter seinen Konkurrenten zurückbleibt.

Sofern die deutsche Eisen- und Stahlindustrie bei der künftigen Entwicklung des chinesischen Berg- und Hüttenwesens, sowie des hiermit eng verknüpften Eisenbahnbaues eine ihrer Bedeutung angemessene Rolle spielen will, wird sie sich beeilen müssen, China ein höheres Interesse zuzuwenden, wie bisher.

# Friedrich Naumann

## Neudeutsche Wirtschaftspolitik

Broschiert 4 Mk.

8. Tausend.

Gebunden 5 Mk.

Inhalt: I. Das neue Volkswirtschaft. 1. Die menschliche Lebenskraft als Grundlage der Volkswirtschaft. 2. Die Tatsachen der Bevölkerungszunahme. 3. Menge und Qualität der Bevölkerung. 4. Die neue Berufsgliederung. 5. Die Vermehrung der Abhängigkeitsverhältnisse. 6. Die Frauen im neuen Volkswirtschaft. II. Die Materie in der Volkswirtschaft. 1. Mensch und Materie. 2. Das Land der Masse. 3. Die Wohnung des Volkes. 4. Die Kleidung des Volkes. 5. Die Nahrung des Volkes. 6. Holz, Eisen, Kohle. 7. Das Ideal vollkommener Materialverwertung. 8. Der wachsende Volksbedarf. III. Der Gütertausch. 1. Die Produktivität des Handels. 2. Die Organisation des Handels. 3. Kapital, Eigentum, Banken. 4. Gold und Geld. 5. Das Lohnquantum im Kapitalismus. 6. Der wirtschaftliche Kreislauf. 7. Kapital und Verkehr. 8. Der Freihandel. IV. Die Organisation der Arbeit. 1. Die Arbeit als Gemeinschaftsleistung. 2. Der ältere wirtschaftliche Liberalismus. 3. Der landwirtschaftliche Unternehmer. 4. Der Handwerker. 5. Der industrielle Unternehmer. 6. Die Unternehmervereine. 7. Die industriellen Kartelle. 8. Die Arbeitsverkäufer. 9. Die Industrieverfassung. 10. Die Genossenschaften. 11. Kapitalismus und Sozialismus. V. Der Staat im Wirtschaftsleben. 1. Das wirtschaftliche Wesen des Staates. 2. Heer und Volkswirtschaft. 3. Verfassung und Volkswirtschaft. 4. Der Staat als Unternehmer. 5. Recht und Volkswirtschaft. 6. Sozialpolitik. 7. Die Zollfrage. 8. Der Staat als Finanzkörper. 9. Die Gemeindeverwaltung. 10. Der neue Liberalismus.

Hier gibt Naumann mit seiner unvergleichlich klaren und schönen Sprache mit Leichtigkeit auch dem Laien eine Einsicht in das Zusammenarbeiten aller Räder der Volkswirtschaft und eine Übersicht über das fast unübersehbar gewordene Gebiet von Tatsachen, die für die Beurteilung unserer Wirtschaftspolitik von grundlegender Bedeutung sind. Wer wirklich eindringen will in die Ursachen unseres heutigen Finanzelends, wer sich das Rüstzeug schaffen will, um mitarbeiten zu können an der Besserung unserer Zustände, der greife zu diesem Buch!

**Hannoverscher Courier, Hannover:** Ein neues Werk von N. ist allemal ein Ereignis, nicht nur für literarische und politische Feinschmecker, sondern für alle, die von lebhafterem politischen Interesse erfüllt sind. Naumann ist hier wie immer der scharfsinnige Ideologe, der die wirtschaftlichen Begebenheiten in anschaulicher und packender Weise zergliedert, der glänzende Stilist, der überzeugte Kämpfer, der gedankenvolle und gedankenfreudige Anreger, der ebenso befruchtend wirkt auf die, die ihm folgen, wie auf die, die ihm widersprechen.

---

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Paul Rohrbach  
**Deutsche Kolonialwirtschaft**

Einleitungsbd.: Kulturpolitische Grundsätze  
für die Rassen- und Missionsfragen

Broschiert 2,50 Mk.

Gebunden 3 Mk.

Mit acht ganzseitigen Vollbildern und einem vierfarbigen  
Deckelbilde.

Inhalt: Abgrenzung des Stoffes durch das nationale  
Moment. — Das nationale Kulturprinzip in unseren  
afrikanischen Kolonien. — Deutsch-chinesische Kulturpolitik. —  
Nationale Kulturpolitik und Mission.

Rohrbach vereint die Voraussetzungen zu diesem Buche,  
daß neben die zahlreiche geographische und wirtschaftliche  
Kolonialliteratur der letzten Jahre nur die grundsätzlichen  
Erörterungen über Charakter und Inhalt der deutschen  
Kolonialpolitik stellt. Seine Darlegungen, überaus fesselnd  
geschrieben, zeugen auf jeder Seite von einer besonnenen  
Sachlichkeit, die ohne Sentimentalität und ohne Romantik  
den Kern der Dinge ins Auge faßt. Dieses Buch war in  
unserer Zeit zur Vertiefung des kolonialen Problems eine  
wirkliche Notwendigkeit, besonders nach der Seite der Mission  
wird es mancherorts aufklärend wirken.

**Erster Band: Südwestafrika**

Mit vierundzwanzig ganzseitigen Doppeltondruckbildern, einem  
dreifarbigen Deckelbilde von Windhut und einer guten Karte.

Fein gebunden 10 Mk.

Inhalt: 1. Abschnitt: Das Land. — 2. Abschnitt: Die Wirtschaft.  
Dem Urteil des auf südwestafrikanischem Boden gefallenen  
Hauptmann von Erkert: „**hervorragend gründlich, sachlich  
und treffend**“ schließen sich inhaltlich alle Leser u. Beurteiler  
des Werkes an:

So schreibt die **Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung,  
Swakopmund**: Jeder, der Südwestafrika, seine Vergangenheit,  
den Aufstand ungeschminkt, unentstellt kennen lernen will,  
der über unsere Aussichten unterrichtet sein will, der erfahren  
will, wie sich die Zukunft gestalten kann, wenn die richtigen  
Wege eingeschlagen werden, der lese dies Buch.

---

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

## Paul Rohrbach

ist auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und in der Beurteilung der kolonialwirtschaftlichen Fragen vielen Tausenden ein Führer geworden. Sein Werk

# Deutschland unter den Weltvölkern

zweite außerordentlich vermehrte Auflage, broschiert 4,50 Mk., gebunden 5,50 Mk., ist das beste und ausführlichste Handbuch der auswärtigen Politik, das von der gesamten Presse glänzend besprochen und von allen Sachverständigen, auch an den höchsten Stellen des deutschen Flottenkommandos, wiederholt empfohlen wurde.

**Hamburger Nachrichten, Hamburg:** . . . In sachlicher fesselnder Weise und in sachlicher Begründung durch statistisches Material, wo wirtschaftspolitische Fragen in Betracht kommen, werden hier die Hauptgesichtspunkte vorgeführt, die für die Beurteilung der weltpolitischen Probleme, besonders insoweit diese die deutschen Interessen berühren, maßgebend sind.

## Paul Rohrbach

# Im Lande Jahwes u. Jesu

Wanderungen und Wandlungen von Hermon bis  
zur Wüste Juda

Elegant gebunden 5 Mk.

**Professor Kaftan in den Preussischen Jahrbüchern:** Ich habe das Rohrbach'sche Buch gelesen, in kurzer Frist, weil es mich, einmal angefangen, nicht wieder losließ.

---

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H.  
Berlin-Schöneberg

Druck von Siegfried Schölem, Berlin-Schöneberg.

J. H. Greinfeldt  
Buchbinderei u.  
Papierhandlung  
\* BREMEN \*



